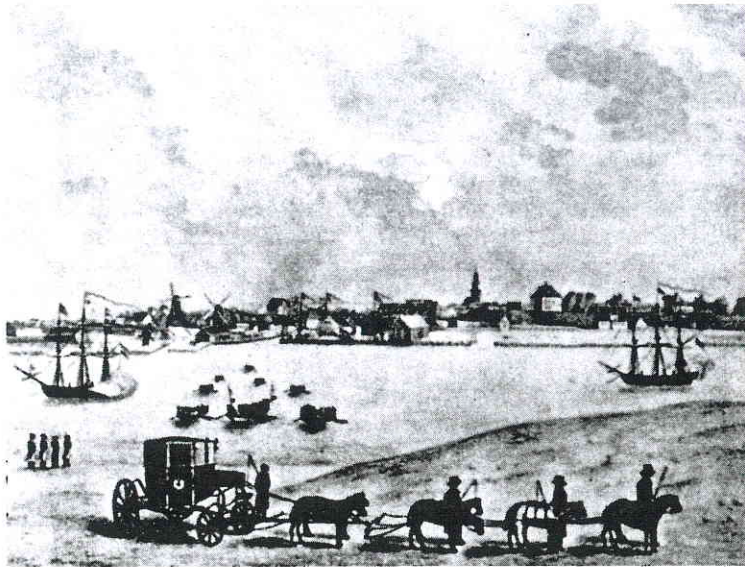


Memel im Jahre 1535. Wiedergabe eines Stiches nach einem in dortiger Stadtkirche befindlichen Ölgemälde (Rosmäter 1835)

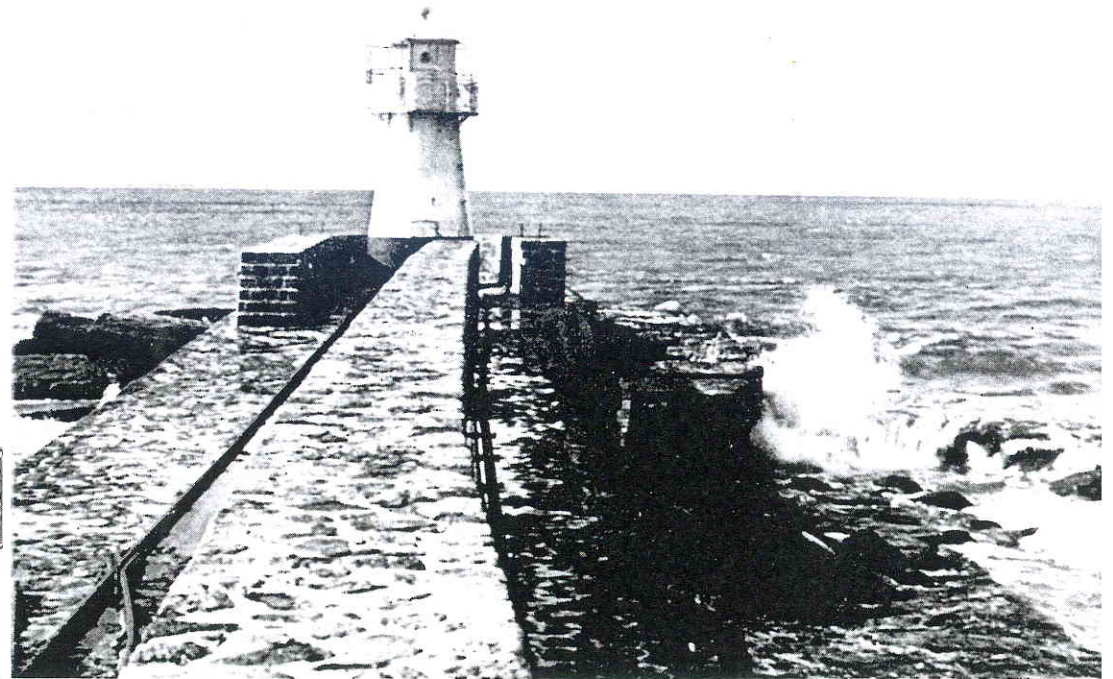
Das Memelland

Von der Entstehung und der Geschichte,
von den Bewohnern und der einzigartigen Schönheit dieses besonderen Gebietes
unserer ostpreußischen Heimat erzählt

PAUL BROCK



Alter Stich aus dem Jahre 1806



INHALTSVERZEICHNIS

Agnes Miegel / Memel	3
Das Memelland	4
Memeler Bilder aus dem Buch der frühen Jahrhunderte	6
Charlotte Keyser / Anne Mämel, anne Mämel	10
Heydekrug im Spiegel der Chronik	11
Hans-Georg Tautorat / Der Rombinus und seine Sagen	16
Von Bittehnen bis Pagulbinnen	19
Plaschken und seine Kirchengemeinde	22
Ausflug zum Sandkrug	25
Ewald Swars / Der Westwind	29
Reise nach Tilsit	30
Rudolf Naujok / See und Nehrung — Haff und Wald	34
Rudolf Naujok / Abschied und Wiederkehr	35

Bildnachweis

- Seite 5: Karte vom Memelgebiet, gezeichnet von Waldemar Kühn
Seite 7: Historische Stadtansicht von Memel
Seite 8: Simon Dach, Porträt nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1659 und Stich „Memel im Jahre 1535“ (Umschlag-Rückseite) aus der Ostpreußen-Sammlung Lindemann, München
Seite 18: „Memellandschaft mit Rombinus“ — Wiedergabe nach einem älteren Gemälde
Seite 23: Simon-Dach-Brunnen, Mädchenfigur, Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von Ernst Johow, Bonn
Seite 31: „Bei Pillkopen, Kurische Nehrung“ von Victor Moslehner, Frankfurt/Main
Umschlag
Rückseite: Wiedergabe alter Stiche von 1535 und 1806
Die vordere Umschlagseite zeigt eine Aufnahme der Nordermole von Memel. Diese und alle weiteren Aufnahmen stammen aus dem Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg

Wir danken

dem Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, bei dem das Gesamtwerk von Agnes Miegel erschienen ist, für die Genehmigung zum Nachdruck des Gedichtes „Memel“ und dem Gräfe und Unzer Verlag, München, für die Abdruckgenehmigung des Gedichtes „Anne Mämel, anne Mämel, von Charlotte Keyser aus ihrem memeländischen Liederheft „Bi ons to Hus“, der Redaktion des Ostpreußenblattes für den Nachdruck der Beiträge und Gedichte von Rudolf Naujok, Ewald Swars und Hans-Georg Tautorat.

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Abteilung Kultur
Nachdruck 1985 · Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer

MEMEL

O Stadt am Tief, dem Blut und Herzen nah,
O wiesengrünes, wasserblankes Land!
Ich war ein Kind, als ich zuerst Dich sah
Vom landenden Dampfer, an des Vaters Hand.

So wie wir durch die Pregelwiesen gingen,
Nur weiter war der frohe Weg zu Dir,
Wir standen vorne an des Schiffes Bug,
Das Wasser teilte sich wie Erde unterm Pflug.
Wir hörten Möwenschrei und schrillen Seewinds Singen
Und sahn den morgenhellen Dünenzug.
Und sahn zur Rechten, schwimmend in dem Glänzen
Von Licht und Wasser, leuchtend und frühlingsjung,
Das segelbunte, blaue Haff bekränzen
Dein Wiesenufer, grüne Niederung!
Über das Wasser glittest Du zu uns her.
Erst nur ein dunkler Saum und dann ein wehender Streifen
Von Schilf und Gras — und dann ein Erlenwald.
Und nun ein Fluß, ausmündend wie ins Meer.
Und jetzt wie graues Spielzeug, nah zum Greifen,
Ein rohrgedecktes Fischerdorf.

Und bald
Kienhauch. Doch nicht aus dunklem Nehrungstal,
Aus dem sich silbergrau die Reiher hoben, —
Nein, hinter der Sandbank, möwenüberstoben,
Stand Holzplatz an Holzplatz, goldenbraun wie Waben.
Und Segeljachten, weiß wie eine Braut,
Glitten an uns vorbei im aufspringenden Sturm.
Und schwarze Hochseedampfer heulten laut,
Umwölkt von ihrer Schlote grauen Schwaden.
Und schwerbeladen
Zog Heuboot und Holzkahn vor uns durch die Flut,
Auf der ein Floß sich schwer und schuppig wand.

Und Mast an Mast vor uns im Hafen ragte,
Darüber sah ich Giebelhaus und Turm.
Stadt grüßte heimatlich und unvertraut.
Und winkend hob sich die geliebteste Hand
Und über mir des Vaters Stimme sagte:

„Kind, das ist Memel!“

Agnes Miegel

Das Memelland

Das Memelland, der nördlich des Memelstromes gelegene Teil Ostpreußens, wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg zu einem politischen, bzw. landeskundlichen Begriff. Der Artikel 99 des Friedensvertrages von Versailles enthielt den schicksalsschweren Beschluß, den 2657 qkm großen Landstreifen mit 150 000 deutschen Einwohnern vom Reich abzutrennen; was danach werden sollte, stand vorerst — wenn man so sagen will — in den Sternen geschrieben. Um keines der Gebiete an der deutschen Ostgrenze, die dem Reich damals verloren gingen, hat es so viel Verwirrung und offenbleibende Fragen gegeben wie um das Memelgebiet.

Der erste entscheidende Schritt zur Loslösung wurde getan, als am 14. Februar 1920 eine französische Besatzung in Memel eintraf und am gleichen Tage Graf Lambsdorff die Verwaltung dem Vertreter der Alliierten Hauptmächte, dem französischen General Odry übergab. Graf Lambsdorff hatte bis dahin als Reichskommissar und Vertreter der deutschen Regierung die Verwaltungsgeschäfte geführt, wobei sich Sorge und Hoffnung die Waage hielten.

General Odry brachte zu seiner Unterstützung einen polnischen Dolmetscher mit — ein Zeichen dafür, welche verworrenen Vorstellungen in Paris über die Bevölkerungsstruktur dieses Gebietes herrschten.

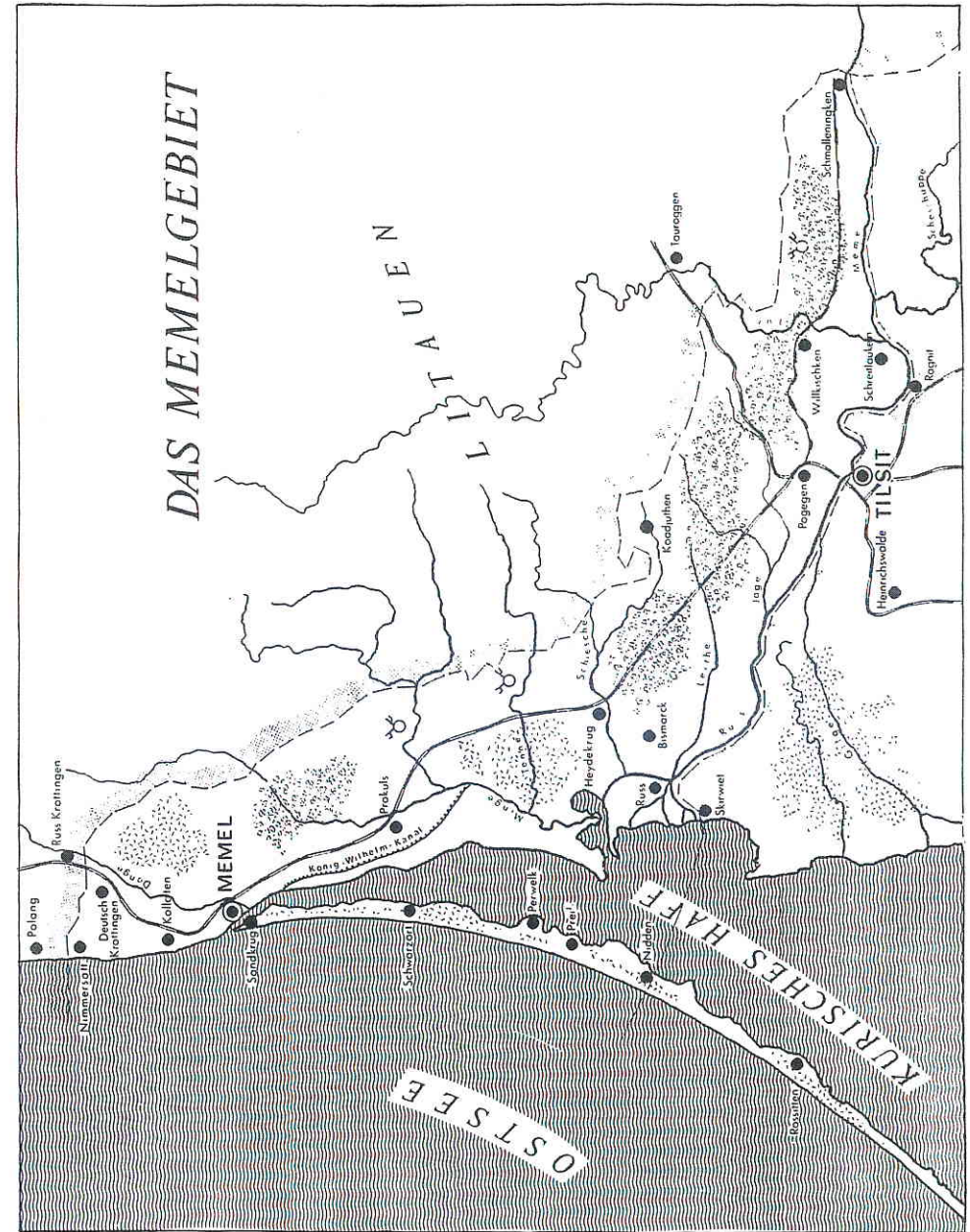
Die Proteste der deutschen Regierung wurden von der Entente in einer Note beantwortet, in der es heißt:

„Die alliierten und assoziierten Mächte weigern sich, zuzugeben, daß die Abtretung des Gebietes dem Nationalitätenprinzip entgegengesetzt sei. Das fragliche Gebiet ist immer litauisch gewesen, die Mehrzahl der Bevölkerung ist nach Ursprung und Sprache litauisch. Die Tatsache, daß die Stadt Memel selbst zu einem großen Teil deutsch ist, rechtfertigt in keiner Weise das Verbleiben des ganzen Gebietes unter deutscher Hoheit. — Es ist beschlossen worden, daß Memel und das benachbarte Gebiet den Mächten überlassen werde, weil die staatliche Zugehörigkeit der litauischen Territorien noch nicht bestimmt ist.“

Mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages am 10. Januar 1920 wurde an die Stelle der Reichsgewalt die gemeinsame Verwaltung durch die Alliierten Hauptmächte gesetzt; im Prinzip traten dabei keine Veränderungen ein. Unter Wahrung ihrer bisherigen Rechte arbeiteten die deutschen Beamten weiter.

Über zwei Jahre schleppten sich die Überlegungen und Verhandlungen im Botschaftsrat, im Völkerbund und in etlichen Kommissionen hin. Als das Jahr 1922 zu Ende ging, zeichnete sich eine Möglichkeit ab, dem Memelgebiet die staatliche Selbständigkeit zu geben. In Kaunas horchte man auf. Um die geplante Autonomie des Memellandes zu verhindern, fielen die Litauer am 10. Januar 1923 mit mehreren Regimentern, in Zivilkleidern getarnt, ins Memelgebiet ein. Der französische Oberkommissar zeigte die weiße Flagge, die französischen Alpenjäger wurden entwaffnet und interniert und Kaunas verkündete der Welt die „Erhebung der memelländischen Bevölkerung“ gegen die Franzosen.

Die Rückkehr zur Reichszugehörigkeit am 22. März 1939 beendete eine zwölfjährige Leidenszeit der memelländischen Bevölkerung, doch die Freude darüber war nur von kurzer Dauer. Das unglückselige Ende des Zweiten Weltkrieges machte alle Hoffnungen auf eine bessere Zeit zunichte. Heute steht das Memelgebiet — wie das ganze nördliche Ostpreußen — unter russischer Verwaltung.



Memeler Bilder aus dem Buch der frühen Jahrhunderte

„Du werthe Mümmel . . .“

„Du werthe Mümmel, gute Nacht,
Du müssest glücklich leben . . .!“

Es sind zwei Zeilen eines späten Gedichts, die letzten Worte, die Simon Dach kurz vor seinem Tode an seine Heimatstadt und an sein Vaterhaus richtete.

Du liebes Memel! So zärtlich möchten auch wir die Stadt immer aufs neue grüßen, die uns einst so viele glückliche Tage in Obhut und Sicherheit schenkte, die selbst, in ihrer mit Tragik überladenen Geschichte, so glücklos war als man nur zu denken vermag, daß ihr, der Schmucklosen, als einziger Schmuck und als Trost die Liebe ihrer letzten noch lebenden Kinder verblieb. Unvergänglich wie mit einem eisernen Griffel in unsere Herzen geschrieben bleibt uns ihr Name, unter dem sie in siebenhundertjähriger Geschichte bestand, den sie durch einen Irrtum erhielt, indem ihre Gründer meinten, das Haff zwischen Windenburg und dem Tief als eine Fortsetzung des Stromes erkennen zu dürfen, den man damals die „Mümmel“ genannt hat.

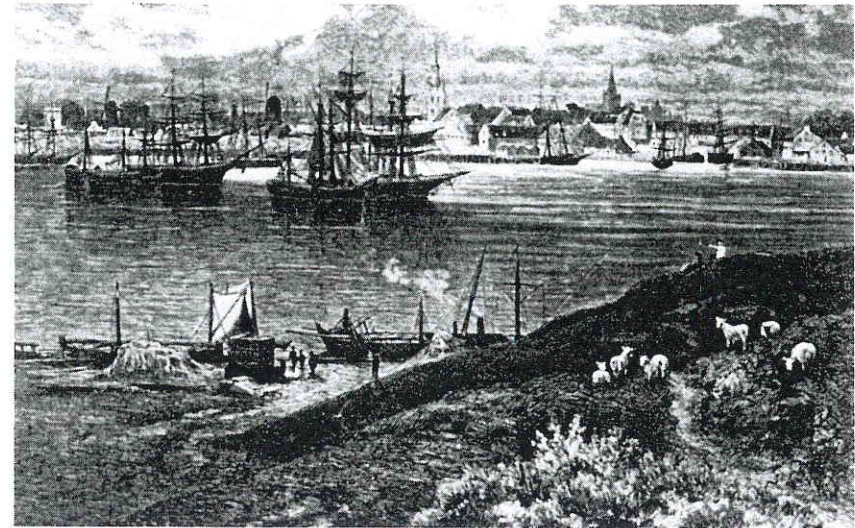
Vom Schwertbrüderorden 1252 gegründet, blieb Memel fast acht Jahrzehnte eine livländische Stadt; erst 1328 kam es an Preußen, blieb aber noch ein halbes Jahrhundert unter Lübischem Recht, das in Preußen sonst nur wenige Städte besaßen, auch blieb ihr Handelsvolumen, trotz der günstigen Lage unmittelbar an der See, lange Zeit unbedeutend, denn der schwunghafte Handel des Memelstromgebietes floß auf den Handelsstraßen und Binnengewässern unmittelbar nach Danzig und Königsberg. Von Königsberg aus geschah alles Erdenkliche, um Memel auch weiterhin als Konkurrenz für lange Zeit niederzuhalten.

Zuweilen leitete auch Tilsit manchen hoffnungsvollen Zuwachs an Einnahmequellen in eigene Kanäle ab, und selbst Heydekrug mit seinen Verbindungen nach Litauen stand lange Zeit als Schreckgespenst für die Memeler Kaufmannschaft vor der Tür, zumal eine Zeitlang Pläne erwogen wurden, Heydekrug Stadtrechte zu verleihen.

Bedrückungen und Anfechtungen

Ein Markstein in der Geschichte Memels, soweit es den Handel betraf, wurde vom Herzog im Jahre 1567 gesetzt. Er gab am 17. Oktober der Kaufmannschaft grünes Licht für den Überseehandel.

War es bisher nur gestattet gewesen, die Ausfuhr von Waren allein über den Königsberger Markt und zu vorgeschriebenen Preisen vorzunehmen, sollte es ihr fortan erlaubt sein, mit eigenen Schiffen „nach Danzig oder wohin sie wollen“ zu segeln. Man begann sofort größere Schiffe zu bauen. Drei Schiffe wurden nacheinander auf Kiel gelegt, eines von siebzig, eines von einhundertfünfzig und ein drittes gar von zweihundertfünfzig Last, wobei eine „Last“ zwölf Tonnen nach unserer Rechnung betrug. Doch das gefiel den Königsbergern nicht und sie legten dagegen Berufung ein, wonach die erfolgte Konzession wieder eingeschränkt wurde. Es durften nur noch Fahrzeuge für die Haffschiffahrt gebaut werden.



Alter Stich von Memel

Als der Herzog 1583 in Memel anwesend war, stellten ihm Rat und Kaufmannschaft die Härte und Ungerechtigkeit einer solchen Verfügung vor, mit dem Ergebnis, daß er ihnen wiederum freie Schifffahrt und Reederei gestattete. So wurde die Vergrößerung der Memeler Handelsflotte wiederum fortgesetzt; im Jahre 1593 bauten Peter Hinze und Heinrich Raschke ein Schiff von vierundzwanzig Last, 1594 Tewes Heincke und Gariel Koberg eins von achtzig Last, 1608 Rittger von Gesseln eins von vierzig Last, 1616 Reichard Hellwing eine Schmack von zwanzig Last. (Schmack = ein holländischer Schiffstyp mit einem Mast.)

In den Jahren 1629—1635 war Memel von den Schweden besetzt. Das einzige Gute daran war, daß sich der Handel in dieser Zeit in voller Freiheit entfalten konnte. Um so mehr wußten es die Memeler Kaufleute zu schätzen, als sie gerade im vorhergegangenen Jahrzehnt wieder allerlei Bedrückungen und Anfechtungen seitens der Königsberger hatten erdulden müssen. Diese drei Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht, welche als Handels-Monopolisten auftraten und die völlige Abhängigkeit der Provinzstädte in dieser Beziehung zu erzwingen versuchten, hatten 1618 ihre Klagen über Memel erneuert.

Zwar schrieb der damalige Kurfürst Johann Sigismund, er habe bei seiner Anwesenheit in Memel „die Gelegenheit des Ortes mit allem Fleiß selbst in Augenschein genommen und befunden, daß der höchste Gott denselben Ort mit allen Mitteln zum Betriebe von Handel und Wandel begabt, so daß, wenn man davon nicht Gebrauch machen sollte, dies nicht anders gedeutet werden könnte, denn daß man Gottes Gnade und Gabe verachten und verwerfen wollte . . .“, doch erwirkten die Königsberger, die Memeler dürften keine Waren über See nach

Danzig führen, sondern sollten die Fahrt übers Haff auf Labiau nehmen und ihre Waren erst in Königsberg anbieten, ehe sie weiterführen, und vieles andere mehr, was die Memeler geradezu als für sie schimpflich empfinden mußten.

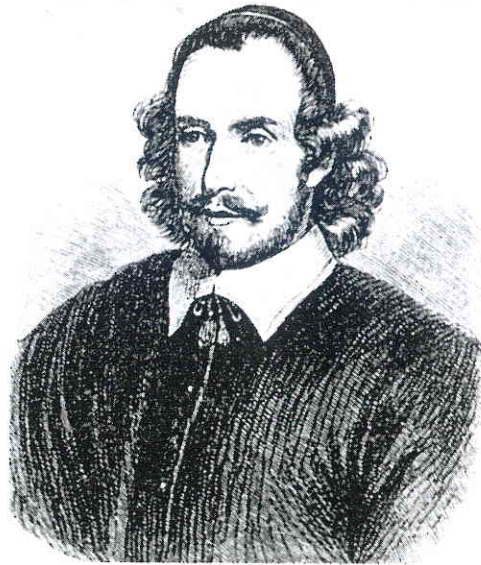
Erst der Große Kurfürst machte 1657 diesem üblen Spuk schließlich unwiderruflich ein Ende.

Das geistige Gesicht

1657, das war etwa das Jahr, da Simon Dach sein bereits am Anfang zitiertes Gedicht „Abschied an meine Vaterstadt Memel“ schrieb.

„Kein Wehmut, kein Verlust, kein Leid
Geb' Ursach dir, zu trauern;
Empfinde Fried' und gute Zeit
Stets inner deinen Mauern!“

Wenn auch des Dichters Wunsch für Frieden und gute Zeit nur wenig Erfüllung fand, in Trauer und Leid versanken die Menschen in Memel darum noch lange nicht und gaben der Heiterkeit ihres Wesens Raum.



Simon Dach
geboren 29. 7. 1605
in Memel
gestorben 19. 4. 1659
in Königsberg/Pr.

Das war das andere, das geistige Gesicht der Stadt, das unangreifbar war und keiner streitig zu machen vermochte, ein Kräftepotential, das nicht nur in der leichten Muse der Poesie seinen Niederschlag fand.

Neben Simon Dach, der zuletzt als Professor der Poesie an der Albertina in Königsberg wirkte, beherbergte Memel zu fast gleicher Zeit noch einen anderen Dichter. Es war der Hausvogt Christian Schwartz. Er verfaßte „Geistliche Lieder“

als ersten Teil seiner „Poetischen Werke“, dazu „Weltliche Lieder und Liebesgedichte in Melodeyen gebracht von Albrecht Schepen“. Bezüglich der Geistlichen Lieder lobt der Literaturhistoriker Pisanski seine sinnreichen Gedanken und erbaulichen Betrachtungen sowie „eine richtige Versart“. Die Liebeslieder entsprechen dem Geschmack jener Zeit und sind so derb realistisch, daß es geraten erscheint, ihren Text hier zu verschweigen.

In einem Sammelband der Königlichen Bibliothek zu Königsberg befand sich auch ein Festspiel der Memeler Schule zur Feier des Krönungstages 1704, bestehend aus einem Vorspiel und neun Aufzügen. Im sechsten Aufzug wurde ein litauisches Lied gesungen. Die Feier schloß abends mit einem Umzug aller im Schauspiel vorkommenden Schüler in ihren Kostümen, ausgehend von der Erzpriesterwohnung bis zur Festung und zurück, unter stetem Gesang; voran schritt ein Unteroffizier des v. Dönhoffschen Regiments mit Soldaten, den Schluß machte ein Offizier mit mehreren Grenadieren.

Nebenbei gesagt scheint die Memeler Jugend jener Zeit recht studierfreudig gewesen zu sein; in alten Chroniken ist viel die Rede davon. Neben der Albertina in Königsberg besaß die Universität Rostock eine bedeutende Anziehungskraft. Von 1612 bis 1663 waren in der dortigen Universitätsmatrikel dreizehn Studenten aus Memel eingezeichnet, bei der Universität Frankfurt an der Oder waren es nur vier. Und daß auch die Honoratioren und Stadtväter lebhaft an einem höheren Bildungsgang der Söhne, auch aus unbemittelten Familien, interessiert waren, beweisen die bestehenden Stipendien.

So vermachte unter anderen der Kaufmann Berend Eccarius im Jahre 1648 der Stadtkirche zwölf Häuser und „zwei wüste Stätten“ auf der Ledergasse, aus deren Erträgen „einem studierenden Knaben aus hiesiger Stadt Memel“ jährlich vierundsiebzig Mark zugedacht waren, „zur besseren Fortsetzung seiner Studien“.

Bestimmungen für Feiern und Kleiderverordnungen

Überschäumende Freude am Leben, der Hang zum Festfeiern waren vor dreihundert Jahren in Memel so stark, daß sich der Große Kurfürst augenscheinlich gezwungen sah, der übergroßen Freiheit Fesseln anzulegen.

Am 7. Mai 1667 kam für die Stadt Memel ein ganzer Schwall Kurfürstlicher Verordnungen heraus, 49 Artikel auf 22 Folioseiten. Den breitesten Raum nahmen natürlich die auf Handel, Kaufmannschaft und Gewerbe bezüglichen Bestimmungen ein.

Aber da gab es zum Beispiel auch Vorschriften, die den Ablauf von Verlöbnis, Hochzeiten und Kindtaufen galten. Sie sollen, hieß es da wortwörtlich: „... Churf. Befehl gemäß, sonderlich bey dieser elenden nahrlosen Zeit nur auf einen Tag und mit einer Mahlzeit ausgerichtet werden, bey zwanzig Gulden Strafe. Weil auch bei den Todten Leichen, so lang sie über der Erde stehen, groß Getümel, Uppigkeit, Fressen und Sauffen vorgeht, sol solches auch bey ernster Straff gantz abgeschaffet, und anStat dessen zwey oder drey Weiber gehalten werden. Dem Liththausischen Volk, wenn Sie Verlöbnuss und Hochzeit halten, soll nicht mehr als Ein oder auff's höchste zwey Tonnen Bier zu verzehren, und auch nur auff einen Tag und länger nicht Hochzeit zu halten vergönnet seyn. Die Dawiderhandelnden sollen bestraft und ihnen der Überfluß an Speise und Trank fortgenommen und den Armen im Hospital gegeben werden.“

Auch hatte der Kurfürst es als nötig befunden, eine Kleiderordnung herauszugeben, in der es dann hieß:

„Betreffend die Kleiderordnung werden die Raths- und Gerichts-Personen, sowie die Kaufleute nur ermahnt, sich ihrem Stande und Vermögen gemäß, jedoch ohne Luxus, zu kleiden und den geringeren Ständen mit gutem Beispiel voranzugehen. Den Handwerkern nebst Frauen und Töchtern aber wird direkt verboten, seidene Kleider, Perlen um den Hals, gestickte oder gewirkte Zobelmützen, Krönchen oder Spitzen an Hauben, Röcken, Tüchern zu tragen. Die erste Übertretung kostet zehn Gulden Strafe, bei der zweiten sollen die verbotenen Gegenstände den Trägern derselben vor der Kirchen, oder auch gar in ihren Häusern abgenommen und den Armen zugut verkauft werden. Das Gesinde soll bei der herkömmlichen Tracht verbleiben.“

*

Beim Lesen solcher Dinge wird uns zumute sein, als blättern wir in einem alten Bilderbuch, in dem uns unsere eigene Kindheit entgegentritt oder die Urgroßeltern und Großeltern in ihren seltsamen Trachten, mit Angesichtern wie von Ewigkeit her.

Geliebtes Memel! geht es dabei freudig-schmerzhaft durch unseren Sinn.



Memel, Börse und Hochhaus

Anne Mämel, anne Mämel

Anne Mämel, anne Mämel
do a wöll wi nu goahn,
do a steiht minen Voader
sin schwartbrune Kahn
un dem hoal wi ons ran,
un denn huck wi söck rön,
un denn schunkle wi her,
un denn schunkle wie hön.

Anne Mämel, anne Mämel
ös e Dümpel so kleen,
do a wächst joa de Kalmus,
un dä riekt joa so scheen,
un denn goah wie to Pingste
un schnied öm ön Stick
un bestreie de Trepp
un de Stoawdeele dick.

Anne Mämel, anne Mämel
dicht bi annem Strom,
do a steiht so e scheene
kruskoppige Boom,
un do a plöck wi ons Krut,
un do a plöck wi ons Bloom,
un schmiete Jehanni
dem Kranz oppe Kron.

Anne Mämel, anne Mämel
ös de Oawend so stöll,
do a goah öck denn hön
wenn öck Ruh hätte wöll,
un manches Moal kömmt mi
de Möchel ok na
un vertellt mie e bätke,
un denn hucke wi do a.

Charlotte Keyser

Heydekrug im Spiegel der Chronik

Im Jahre 1751 wurden die alten Hauptämter aufgehoben und die Provinz Ostpreußen in zehn Kreise geteilt, an deren Spitze Landräte traten, die aber mit den Städten nichts zu tun hatten, jedoch erwiesen sich die Kreise als zu groß bemessen. Es wurden deshalb landrätliche Gehilfenkreise geschaffen. So war in Heydekrug ein landrätliches Officium entstanden, das 1811 von einem Landrats-Assistenten, Kreisrat Schumacher, später Zobel von Zobeltitz, verwaltet wurde; 1812 erhielten diese Assistenten den Titel Kreisdirektor.

Viel früher schon machte Heydekrug viel von sich reden. Der Rat der Stadt Memel geriet bereits 1722 in Sorge über Heydekrugs Streben nach Selbständigkeit, soweit es Handel und Wandel betraf, weil es das Bier nicht aus Memel, sondern aus Tilsit bezog, auch sprach man mit tiefer Beunruhigung von der Möglichkeit, der König in Preußen beabsichtige, Heydekrug zur Stadt zu erheben. Bereits 1690 hieß es in einer Chronik, Heydekrug fahre fort, Memel Abbruch zu tun! In der gleichen Chronik wird unter der Jahreszahl 1725 berichtet, daß der Memeler Vice-Bürgermeister Johann Gottschalk, nachdem er das Gut Janischken erworben und dort eine Leder- und Juchtenfabrik einrichtete, auch die Erlaubnis erhielt, in Heydekrug eine Lohgerberei anzulegen.

Noch etwas bleibt aus den Entwicklungsjahren der alten Siedlung an der Sziesze im Memelland zu erwähnen. Es muß zu Beginn des 17. Jahrhunderts gewesen sein: „... da ist ein Mann namens Richard Kant durch Heirat mit einer Krügerstochter (Dorothea Lieder) Besitzer des Heydekruges geworden.“ Dieser Richard Kant wurde der Urgroßvater des großen Philosophen Immanuel Kant.

Um seine Bedeutung recht einschätzen zu können, muß man wissen, was zu jener Zeit einem solchen Mann zukam und welche Stellung er in der Gesellschaft einnahm. Die Besitzer der damaligen großen Krüge im Memelland, und dazu gehörte der Heydekrug, waren keine Dorfgastwirte im heutigen Sinne; sie waren Händler und Großhändler. Sie kauften die ländlichen Produkte auf und führten sie, wie richtige Handelsherrn, unter Umgehung der Städte Memel und Tilsit weit über die Grenzen ihres lokalen Einzugsgebietes hinaus. Die Aufgabe verlangte geistige Qualitäten, die sie über ihre Umgebung hinausragen ließen und verließ ihnen eine Weltläufigkeit, die kein Bauer in der ganzen Landschaft besaß.

Wenn man schon einmal dabei ist, den Ursprüngen der Siedlungsgeschichte nachzugehen, darf man nicht zu erwähnen vergessen, daß in diesem Gebiet nicht die Prussen — aber auch keine Litauer — sondern dem Stamm der Kuren zugehörige Menschen ihre Wohnstätten hatten. Sie müssen vor oder bald nach Beginn unserer Zeitrechnung von Nordosten her eingewandert sein, an den Flußläufen entlang, die die Wildnis durchzogen, wie man zahlreichen Funden auf der Kurischen Nehrung, aber auch im Kreis Heydekrug, mit großer Sicherheit entnehmen kann, und zwar müssen diese Menschen hoch kultiviert und auch reich gewesen sein; für beides zeugen die in den Gräbern gefundenen Gaben. Da lagen reich verzierter Brustkettenschmuck für Frauen, eiserne Schulternadeln mit reizenden, silberbelegten Bronzeknöpfen, Armringe und selbst kostbare Pferdezierate. Aus dem dritten Jahrhundert nach Christi Geburt fand man in den Gräbern auch römische Münzen in großer Zahl, in Schächtelchen aus Birkenrinde verpackt.

Das ist, in großen Zügen gesehen, die Geschichte von Heydekrug.

Dichter und Sänger

In dem Maße, wie die Memeler stolz auf ihren Simon Dach waren, waren die Heydekrüger es auf Hermann Sudermann, obwohl er eigentlich in dem Nachbarort Matzicken beheimatet war. Eins schließt das andere nicht aus.

Das Haus, in dem der berühmte Dichter, Schriftsteller und Dramatiker zur Welt kam, hat er selbst in folgender Weise beschrieben:

„Der Vorderwald und der Hinterwald und dazwischen ein Gutshof . . . auf diesem Gutshof bin ich geboren, doch nicht etwa im Herrenhaus . . . gleich links am Torweg lag eine Brauerei — kein Fabrikpalast mit Mälzereitürmen und Dampfmaschinenbetrieb — o nein, ein dürftiger Feldsteinbau . . . nach vornehin angebaut waren zwei Stuben, die Vorder- und die Hinterstube. Und in eben dieser Hinterstube kam ich zur Welt.“

Die Brauerei wurde später nach Heydekrug verlegt und von Hermann Sudermanns Bruder Karl weitergeführt.

Die Sudermanns, wurde von den Heydekrügern erzählt, waren beliebte und angesehene Leute und pflegten sehr die Geselligkeit. Sudermann selbst — eben der Dichter — wurde als ein hochgewachsener, stattlicher und äußerst höflicher

Mann von siebenundzwanzig Jahren beschrieben, so jedenfalls hatte man ihn in Erinnerung, mit einem langen Vollbart versehen. Man nannte ihn „der Poet“, der viel spazieren ging und gern mit dem Mann auf der Straße sprach.

Zu jener Zeit hat es in Heydekrug einen Kantor gegeben, dessen Ehrgeiz es war, der beste Sänger in der Gemeinde zu sein, sozusagen von Amts wegen hatte er als privilegierter Vorsänger zu gelten, und keiner sollte ihm dieses Recht streitig machen. Er strengte sogar einen Prozeß gegen einen Händler an, weil er sich von ihm anlässlich einer Beerdigung „übersungen“ fühlte. Vor Gericht mußten die Kontrahenten gemeinsam einen Choral singen, wobei der Richter verlangte, daß jeder sein Bestes hineinlegte; in der Tat soll es herrlich geklungen haben, und der Beklagte ging wirklich als Sieger hervor, Spott und Gelächter hat der Kantor geerntet. Der „Sängerkrieg“ blieb noch lange im Gespräch.

Durch Handel zum Wohlstand

Das alles war zu der Zeit, als die Welt noch in Ordnung war und die Völker in Frieden lebten, zumindest nach außen hin, etwa um die Jahrhundertwende. Damals war Heydekrug einer der größten Viehmärkte, selbst über Ostpreußens Grenzen hinaus. Einmal wöchentlich wurden viele hundert Stück Rindvieh aufgetrieben und unzählige Bauernwagen kamen zum Markt; nachts um zwei Uhr trafen die ersten Fuhrwerke ein und klapperten über das holprige Pflaster. Die Kolonial- und Gemischtwarenläden waren zum größten Teil mit einer Gastwirtschaft verbunden, in der es Damenbedienung gab; Kellner kannte man damals in Heydekrug nicht, es war kein Männerberuf, hier jedenfalls nicht.

Da gab es mehrere Viehhöfe, auch „Viehabnahme“ genannt, zu denen dann auch eine Wurstfabrik gehörte; als bedeutendster dieser Art galt der Viehhof Klein. Für die Fellverarbeitung sorgten zwei Gerbereien, die von Schumann und die andere in Werden. In der Sziesze wurden die Felle gewässert.

Das Textilgeschäft von Hoffmann trug bereits den Charakter von einem Warenhaus. Dort kauften auch russische Adlige ein, die vierspännig über die Grenze kamen, so regelmäßig und selbstverständlich, als gäbe es sie nicht.

Zum Viehaufkauf wiederum gingen die Händler über die russische Grenze, um an Ort und Stelle den Handel abzuschließen; Schweine wurden zumeist auf der anderen Seite geschlachtet, weil es bequemer war, das Fleisch über die Grenze zu bringen.

Natürlich blühte auch der Schmuggel dabei, soweit es sich um lebendes Vieh handelte.

Im übrigen kam man mit den russischen und litauischen Händlern gut aus. Sie galten in menschlicher Hinsicht als angenehm und ihre Gastfreundschaft war nicht zu übertreffen. Mußte man drüben im Hotel übernachten, war eine Mark für das Zimmer ein angemessener Preis.

Auf fast wöchentlich abgehaltenen Pferdemarkten wurden jeweils fünfzig bis hundert Tiere verhandelt, meist Panjepferdchen aus Rußland; sie waren zäh bei der Arbeit und billig zu halten. Als Aufkäufer kamen zumeist Händler aus Holland. Im Zwischenhandel traten am häufigsten in Heydekrug wohnhafte Juden auf. Die Pferde wurden fast durchweg ins Ruhrgebiet oder nach Belgien gebracht, wo sie als Loren-Zugtiere in die Bergwerke einfuhren und meistens nicht mehr lebend ans Tageslicht kamen.

Moorlandschaft, Elchjagd und hohe Gäste

Heydekrug war umgeben von großflächigem Moorland, für den Wanderer voller Geheimnisse und Erlebnismöglichkeit. Der Staat verpachtete das Torfmoor parzellenweise an die Bauern, die stachen im Sommer den Torf, wobei sie auch nachts an Ort und Stelle verblieben und schliefen, am Erdboden in Decken gehüllt. Beim ersten Frost tauchten dann die Torfhändler auf und boten für die Fuhrer Torf zwei bis drei Mark. Damals wurden im Heydekruger Gebiet Herd und Zimmeröfen mit Holz oder Torf geheizt, das gab den immer so anheimelnden Duft, wenn der Rauch aus den Schorsteinen stieg.

Auf den bereits kultivierten Stücken wuchsen hochqualifizierte Kartoffeln, die in die Städte des Westens, bis Hamburg und Bremen, geliefert wurden, für achtzig Pfennige pro Zentner.

Im Frühjahr waren die Moore Durchgang und Wartequartiere für riesige Scharen von Wildgänsen, die auf dem Rückflug zu den finnischen Seen waren. Und im Sommer war dieses Stückchen Erde ein wahres Storcheparadies; im Herbst versammelten sich hier die Störche zu Scharen, ehe sie nach dem Süden flogen.

Heydekrug war zu der Zeit auch der Ausgangsort für die Elchjagden, zu denen fürstliche und hochgestellte Persönlichkeiten erschienen. Trafen sie etwa mit einem Sonderzug ein, wie beispielsweise der russische Zar, blieb der Zug auf einem Abstellgleis in Heydekrug stehen. Der Zar pflegte mit seinem Gefolge im Zug zu übernachten, weil sich ihm nichts Besseres als Nachtquartier anbot.



Lankuppen, Partie an der Minge

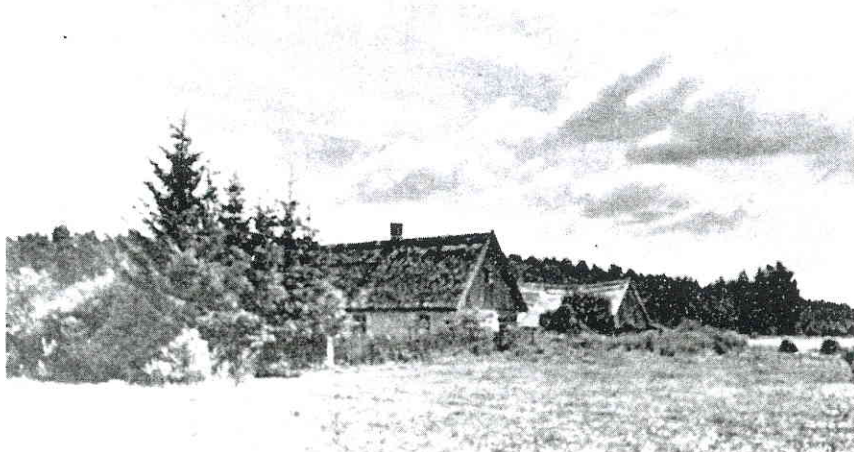
Die Heydekruger sahen es gern, wenn hoher Jagdbesuch kam; sie erlebten viel Leutseligkeit von den Gästen und verdienten auch gut daran ganz nebenbei.

*

Der Aufstieg Heydekrugs und seiner Kreislandschaft, wobei das Gesicht im Rahmen des Möglichen und Gegebenen immer modernere Züge annahm . . . dieser Aufstieg wurde jäh unterbrochen, als der Versailler Friedensvertrag die Abtrennung des Memellandes vom Reich brachte. Alle Werte, die von vielen Generationen durch Jahrhunderte geschaffen waren, sanken ins Bodenlose, und eine reichliche Anzahl von Bewohnern wanderten in den Westen Deutschlands ab, solange sie es noch vermochten, wodurch die Einwohnerzahl stark dezimiert wurde, und die Zurückgebliebenen hatten damit zu tun, ihr Leben zu fristen.

Wir müssen zwar entfernt von andern Orten leben, wo Wärme herrscht — uns deckt der kalte Nord; doch hast du uns gewollt ein' andre Sonne geben, der Seelen schönstes Licht, das klare Gnadewort! — Und jedermann gesteh, daß in dem kalten Preußen, mehr geistig Singen sei als anderswo.

Simon Dach



Memelländisches Gehöft bei Heydekrug

Der Rombinus und seine Sagen

Einst war er ein heiliger Berg und Heimstatt der Götter

Erstmals wird der Rombinus in den „Litauischen Wegeberichten“ erwähnt. Die Gebietiger des Deutschen Ordens ließen Ende des 14. Jahrhunderts an der litauischen Grenze die Aussagen wegekundiger Leute über die „Straßen“ nach denjenigen Gebieten des feindlichen Landes, die ihnen aus längerer Erfahrung bekannt geworden, oder zu deren Erkundung sie eigens ausgesandt worden waren, aufnehmen: Aussagen, welche sich in mehr oder minder vollständiger Weise über die Entfernungen, die Zwischenorte, die Lagerplätze und die Beschaffenheit der Wege verbreiteten. So wird unter dem 23. September 1394 berichtet:

„Zada von Laukisken und Waynegede von Ragnit haben desin weg gegangen. Czum erstin us vom Rambin (Rombinus) von der Memil bis uf Lupin vlis 1 mile gut weg, do lyet man die erste nacht . . .“

Nachrichten, wonach es sich um einen „heiligen Berg“ gehandelt haben soll, Mitteilungen über späteren Aberglauben, sowie die erste Nachricht von einem angeblichen Opferstein mit polierter Oberfläche finden sich bei Pisanski und bei Henneberger. Gisevius erhebt den Rombinus zum „Göttersitz“ der alten Preußen, an dem die Götter Laima, Lauma und Potrimpus verehrt wurden. Einer naturgeschichtlichen Abhandlung aus dem Jahre 1837 kann man folgende Beschreibung des Berges entnehmen:

„Von dem Dorfe Bitthenen auf der rechten Seite der Memel erhebt sich das anfangs ganz niedrige Ufer, vom Strom durch einen schmalen Rand getrennt, eine Achtelmeile weit nach Westen hin in immer jähren Abschlüssen bis zu der Höhe von 150 Fuß; von hier aus zieht es sich, eine Ecke bildend, in einer dem jetzigen Lauf des Stromes beinahe entgegengesetzten Richtung nordwärts, schroff und durchschluchtet, dann sanfter abfallend bis zum Dorfe Barden, wo es sich nach der Nordseite in kaum merklichen Absenkungen mit dem Flachlande verliert. Dieses von zwei Seiten frei aufsteigende, im Süden von der Memel, im Nordwesten von Barden und im Osten von Bitthenen begrenzte Ufer ist der historisch wie naturgeschichtlich gleich merkwürdige Rombinus oder Rambin.

Tiefe Einfurchungen und mannigfaltige Schluchten, mit dichtem, auch in der Dürre frischgrünendem Grase bewachsen, bilden geeckte Vorsprünge, die mit ihren schroffen, nackten Vorderwänden dagegen abstechend dem Berge, besonders aus der Ferne gesehen, ein felsenartiges Ansehen geben und denselben von jedem anderen Ufer auffallend unterscheiden. Vermöge der thon- und kalkartigen, jede Feuchtigkeit leicht anziehenden Bestandteile wechselt der Berg an den unbegrüntten Außenwänden oft seine Farbe. Das helle Blaußgelb bei trockener Luft geht bei trübem Wetter, wo sich der Berg dann wie in einen schwachen Nebel hüllt, in ein duftiges Dunkelrot über, welche Veränderung ziemlich sicher auf Regen deutet. Auch auf den Gang der Gewitter scheint der Berg, gleich einer Wetterscheide, seine Wirkung zu äußern: denn die meisten, längs der Memel von Westen heraufziehenden Wetter weilen, vielleicht auch vom Jura-Tal aufgehalten, in jener Gegend, oder verteilen sich von dieser Stelle aus . . .“

Der Opferstein

Aus den Namen der zahlreichen Bergwälle und aus umgehenden Sagen- und Heldenliedern spricht uns das Volkstum der Litauer an. Die leider spärlichen, ins Heidentum streifenden Sagen über diesen Berg dürfen allerdings nur von diesem Standpunkt aus betrachtet werden. Geschichtliche Daten hierüber fehlen. Das Wenige wurde — und das auch nur brockenweise — in den Orten um den Rombinus herum in Erfahrung gebracht. Dabei scheint der Opferstein bei den Erzählungen der Litauer im Mittelpunkt des Geschehens gestanden zu haben. „Er war ein länglich-runder Block mit einer schräg geebneten Oberfläche“, so wird berichtet, „der 15 Ellen im Umfange, an der niedrigeren Seite fünf und an der höheren neun Fuß maß“. Er soll mit der Länge in der Richtung von Norden nach Süden gelegen und tief in der Erde gesteckt haben. Die Masse selbst war harter, rotschwarzer Granit. Ein Schwert in fast diagonaler Richtung in der mittleren Gegend der Oberfläche, darunter ein Zeichen, welches einem Tempel ähnlich war, weiter eine Hand, ein Menschenfuß und eine Menge von Tierfußstapfen waren seine Hieroglyphen.

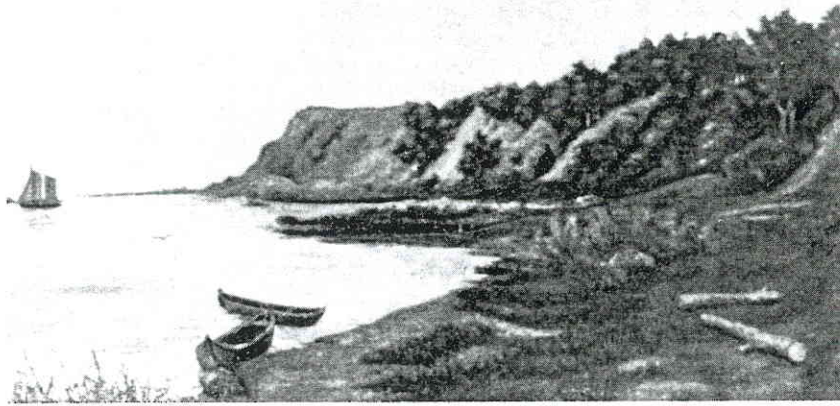
Die ältere Generation warnte die jüngere von altersher davor, den Opferstein zu beschädigen oder Spot und Unfug mit ihm zu treiben. Er sei heilig, und der Boden, auf dem er sich befinde, geweiht. Tausende und Abertausende haben hier wohl in frommer Andacht gebetet und aus Dankbarkeit, oder den Segen erflehend, ihre Gaben auf den Stein gelegt. Zu ihm wurden Wallfahrten unternommen. Auch wurde hier Gericht über Tod und Leben gehalten. Mächtige Fürsten und Könige kamen mit Weihgeschenken. Auch Kranke aller Art fanden sich ein, berührten den Stein, um geheilt nach Hause zurückzukehren. Brautleute gingen zu ihm und flehten um glückliche Ehe; Wöchnerinnen baten hier um Segen für den Neugeborenen und dankten für ihre Genesung.

Wo der menschliche Verstand sich nicht zu helfen wußte, da half der Stein, zu dem man sich gläubig gewandt hatte. Das goldene Ackergerät, das sich noch im Berge befinden soll, das in den Opferstein eingearbeitete Zeichen eines Schwertes, die vielen dort gefundenen Armringe und Kränze, fast immer Schlangen darstellend, deuten nur zu sehr auf Potrimpus. Neben ihm waren es die weiblichen Gottheiten Laima und Lauma, die auf dem Rombinus vorzugsweise verehrt wurden. Sie wurden von Priesterinnen bedient, die hier ihre Altäre hatten und durch ihre Diener mächtig auf das Volk gewirkt haben müssen.

Die Sage weiß weiter zu berichten, daß auch viele Berggeister dort lebten. Sie hatten ihre Wohnung unter dem Stein und erschienen gewöhnlich in Gestalt und Kleidung der Menschen. Nach Sonnenuntergang kamen sie aus dem Berge, plätscherten im Wasser oder klopfen ihre Wäsche (es waren nur Frauen). Oft hörte man sie auch auflachen und lieblich singen. Sie zeigten sich gegen jedermann lieblich und freundlich, und wer sich durch sein gesittetes Betragen in ihre Gunst gesetzt hatte, der wurde von ihnen reichlich belohnt. Jede Schlechtigkeit, Rohheit oder gar Frechheit wurde von ihnen gehaßt und bestraft.

Der Berg stürzt ein

Die Rache der Götter kannte keine Gnade. Der Müller Schwarz aus Baudehnen und seine Beauftragten spürten es am eigenen Leibe, als sie im Jahre 1811 Hand an den Stein legen wollten. Der Opferstein erschien ihnen passend zum Herausheben von zwei Mühlsteinen, die zur Errichtung von Windmühlen benötigt



Memellandschaft mit Rombinus von Bitthenen aus

wurden. Dreimal hatten die Arbeiter versucht, den Stein zu sprengen. Doch kaum hatten sie ihn berührt, waren sie wie gelähmt. Dem einen flog ein Steinchen ins Auge und er erblindete. Auch der zweite hatte kein Glück. Beim Schlag brach er den Arm und mußte die Arbeit einstellen. Dem dritten Arbeiter gelang es, den Stein zu sprengen. Doch schon nach drei Tagen legte er sich aufs Krankenbett und starb.

Der Opferstein hatte den fressenden Fluten Einhalt geboten. Nun, da er nicht mehr da war, hatte die Memel mit dem Berg freies Spiel. Am 10. September 1835 stürzte mit donnerähnlichem Krachen ein Teil des Berges in die Flut. Was diesen Einsturz betrifft, der sich sowohl durch seine Größe als auch durch den zugleich herausgehobenen Wall auszeichnete, konnte man über die äußeren Umstände keine näheren Nachrichten erhalten. In einer Beschreibung aus der damaligen Zeit heißt es:

„Es war gerade Nacht und ein starker Südoststurm wehte bereits seit drei Tagen. In einer so stürmischen Nacht war natürlich weder ein Fischer noch ein Schiffer auf dem Strom. Hirten, die auf einer gegenüberliegenden Wiese, ziemlich entfernt, das Vieh hüteten, hörten plötzlich ein donnerähnliches Getöse, von dem die Erde erdröhnte. Mittendarin aber wollte es ihnen scheinen, daß ein tausendstimmiger Musikchor eine Melodie zu intonieren beginne, doch das Spiel verstummte sogleich. Auch die Leute im Dorfe Bitthenen erschrakten. Sie gingen hinaus, doch gleich danach war es still. Erst der folgende Tag ließ den Umfang der Zerstörung erkennen.“

Der Müller Schwarz hatte sich inzwischen dem Trunke ergeben und seine Frau ließ sich von ihm scheiden. In der Kummetsischen Mühle soll er nach langer Irrfahrt ein Unterkommen gefunden haben, ohne zu ahnen, daß der Rachegeist des Rombinus ihn hier nach einer vierundzwanzigjährigen Frist treffen würde. Als eines Morgens die Mühle bei vollem Winde wie von selbst stillstand, fand man ihn: „ins Kamhrad geflochten und gräßlich zermalmt.“

Seltsam sind die Bilder längst entschwundener Jahrhunderte; nichts ist geblieben von der Mythe, nichts erinnert mehr an die Götter und ihre Altäre. An dem verödeten Ort treibt der Flugsand ungehindert sein Spiel, und das Rauschen der mächtigen Fichten und Kiefern dringt wie leiser Gesang an das Ohr des verharrenden Wanderers. Vielstimmig erklingt das ewige Lied der Memel zu den Füßen des Berges oder dessen, was von ihm übriggeblieben ist.

Hans-Georg Tautorat

Von Bitthenen bis Pagulbinnen

Der Rombinus, das Wahrzeichen des Sieges der Christenheit über die Welt des heidnischen Glaubens in Preußen, war die einzige bemerkenswerte Erhebung am rechtsseitigen Memelufer, einstmals vom Wasserspiegel steil aufstrebend, sozusagen als Widerpart des Signalberges bei Obereisseln, zu dessen Höhe eine vielstufige Treppe steil emporführte. Der Rombinus verlor an Faszination und Einprägsamkeit mit der Sprengung und Entfernung des Opfersteins. Am Ende war er ein bewaldeter Hügel, der nur noch in der Sage Bedeutung gewann, wo die kirchlichen Vereine alljährlich ihre Missionsfeste feierten und die Ausflügler, die von Tilsit herüberkamen, im neu errichteten Gasthof Erfrischungen zu sich nahmen und die kärgliche Aussicht genossen.

Das kleine Dorf Bitthenen, wo die Dampfer und Boote anlegten, hat niemals irgendeine Bedeutung erlangt. Es sank in einen Dornröschenschlaf, als das Memelgebiet vom Reich abgetrennt und die Memel zur Grenze wurde.

Grüne, blühende Einsamkeit

Das Land am rechten Ufer der Memel, soweit es zum Kreis Ragnit gehörte und später als Teil des Memellandes in die Geschichte einging, wurde erst um die Jahrhundertwende durch den Bau der Kleinbahn zwischen Pogegen und Schmalleningken erschlossen, sowohl was die Wirtschaft betraf als auch im Sinne seiner landschaftlichen Gegebenheiten.

In seinem südlichen Abschnitt wurde der Charakter des Landes vom Strom bestimmt; während das südliche Stromufer — linksseitig also — ein Hochland bildete, lag das memelländische Ufer als eine weite Ebene da, offen für das im Frühjahr alljährlich auftretende Stauwasser, dem die Wiesen, wie auch die dahinterliegenden Äcker ihr gesegnetes Wachstum verdankten, durchrieselt von Bächen und Flüssen, die von Norden herkamen aus den Tiefen der Wälder, die den ganzen nördlichen Teil bedeckten, kleine, einsame, von der Hauptverkehrsader weit abliegende Dörfer bergend: Szuken, Adomischken, Endruszen. Weit verstreut und der grünen Einsamkeit preisgegeben standen die Backsteinhäuser der Revierförster unter Tannen, hingestellt von den jeweils zuständigen Oberförstereien: Jura, Wischwill und Schmalleningken.

Die größten, die höchste Einwohnerzahl aufweisenden Dörfer waren an den Verkehrswegen gebaut. Entweder sie lagen am Memelstrom, wie Bitthenen, Sokaiten, Baltupönen, Kalwehlen, das Gut Kassigkehmen und schließlich das immer wieder genannte Schmalleningken, das zugleich den Kreis aller Ortschaften schließt, die an der Chaussee lagen, die von der litauischen, der vormals russi-

schen Grenze nach Mikieten und darüber hinaus nach Tilsit verlief, mit den blühenden Dörfern Wischwill und Willwischken. Es war eine schöne, breit angelegte und gepflegte Chaussee im Schatten der Wälder, die uralte West-Oststraße, auf der schon die Postkutsche fuhr, bis die am Anfang erwähnte Kleinbahn sie ablöste.

Apanagengut Wiszewiltis

Auf dieser Straße kamen einst die Salzburger ins Land, um hier eine neue Heimat zu finden. Man brauchte nur auf den stattlichen Höfen, in den Werkstätten der Handwerker zu suchen, um ihre Nachfahren kennenzulernen; die Schettlers und Lackners, die Grubers und Schefflers, Ulmers und Neubachers . . . ; ganze Seiten könnte man füllen, um alle Namen zu nennen. Sie waren zähe Naturen, von geradem Wesen und frommem Gemüt, war es doch das Festhalten am Glauben gewesen, weshalb sie ihre angestammte Heimat verließen. Und auch hier, in der neuen Heimat, hatte sich ihnen die Heiligkeit und Unveräußerlichkeit des Bodens tief eingepägt; der Besitz war das Fundament ihrer Lebensbegriffe. Sauberkeit und Ordnung zeichneten ihre Höfe aus, die Häuser aus Backstein oder weißem Sandstein gebaut. Nirgends fehlte der Obstgarten hinter dem Haus mit Blumenrabatten und die Hecke aus Flieder.

Ihrer Energie und Zielstrebigkeit war es zu verdanken, daß Wischwill sich zu der Perle unter den Memeldörfern entwickelte.

Einst lag Wischwill so nahe am Strom wie Kalwehlen und Baltupönen zu späterer Zeit. Schon im 13. Jahrhundert war es ein landwirtschaftlich ertragreicher Ort, ein Apanagengut litauischer Großfürsten, Eigentum eines Urenkels vom Großfürsten Remund namens Wiszewiltis.

Der Strom schuf sich später weiter südlich ein neues Bett, übrigblieb beim alten Dorf gleichen Namens ein Teich und ein breites, saftiges Wiesental; auch wurde der Mündungsarme des Wischwillflusses weiterhin die „alte Memel“ genannt.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hat sich dann das von herrlichen Waldungen umschlossene Gut im Besitz der alten Adelsfamilie von Buchholz befunden. Eine Tochter, die Letzte der Familie, ehelichte einen preußischen Major namens Schmidt. Der verkaufte das Gut um die Jahrhundertwende an eine Berliner Holzgroßhandlung so gut, daß es nicht nur einen Teil der männlichen Dorfbewohner beschäftigte, sondern auch Gastarbeiter aus Galizien anwarb, die durch ihre freizügige Lebensart eine ganz schöne Unruhe verursachten. Bei besonders eklatanten Übergriffen, wie Diebstahl oder blutigen Auseinandersetzungen, wurde die Prügelstrafe angewandt, um sie zu zähmen, lange vor dem Ersten Weltkrieg.

Wollte ein Maler von der Landschaft ein Sommerbild malen, mußte er eine überquellende Fülle an Farben verschwenden, viel Weiß und flammendes Rot in saftiges Grün einbetten, dunkel und hell. Weiß war die alte Kirche mit dem grauen Schieferturm, zu der Herzog Albrecht selbst den Platz ausgewählt haben soll; in gleicher Helle leuchtete das Pfarrhaus daneben, umgeben von weiträumigen Stallungen und großer Scheune, daß es den Charakter eines Gutshofes bekam, überschattet von ausladenden Wipfeln uralter Ahornbäume.

Im übrigen wurde das Gut nach dem Kauf von der Holzfirma aufgeteilt und an Siedler veräußert.

Das alte, große Gutshaus neben dem Mühlenteich wurde als Oberförsterei eingerichtet. Von erfahrenen Revierförstern überwacht und gepflegt, hinterließ der Wischwiller Forst trotzdem in der Erinnerung einen romantisch-urwaldähnlichen Eindruck. Auch die Namen der freundlich erscheinenden Forsthäuser sind unauslöschlich in der Erinnerung bestehengeblieben: Schönbruch, Szardehlen, Abschruten, Smalodarszen und Leibgirren.

Memelhafen Schmallingken

Der Juraforst, der Wischwiller und der Schmallingker Forst waren Waldgebiete, die übergangslos ineinandergriffen. Nicht nur die Dörfer, auch Einzelgehöfte lagen im Wald verstreut und der Fremde erstaunte, wenn die Kleinbahn an Stationen hielt, an denen keine menschlichen Wohnstätten unmittelbar zu bemerken waren: Jura, Wolfsgrund und Abschruten.

Der andere bedeutende Ort neben Wischwill war Schmallingken-Wittkehmen-Augstogallen, hart am Strom und an der früheren russischen, später litauischen Grenze gelegen, Umschlag- und Zollhafen für den litauisch-russisch-polnischen Handel. Kleinbahn und Chaussee endeten hier; die letztere ging dicht hinter dem Schlagbaum in einen grundlos scheinenden Sandweg über. Schmallingken war auch Endstation der Tilsiter Personen- und Frachtschiffahrt. Doch muß erwähnt werden, daß die Dampfer von deutscher Seite zumeist bis Georgenburg (Jurburg — litauisch: Jurbarkas) fuhren, wo sie von der Kownoer (Kaunas)-Linie abgelöst wurden. Zudem besaß Schmallingken einen festen künstlichen Winterhafen und war darum Wohnort für zahlreiche Schifferfamilien. Hier wurden auch die zahlreichen Holzflöße (Triften) vermessen, die aus den litauischen Wäldern kamen.

Im Hotel „Deutsches Haus“ gaben sich Schiffs- und Handelsagenten, Kapitäne und Schiffer die Türklinke in die Hand. Man hörte Russisch, Polnisch, Schwedisch und sogar Englisch neben der deutschen Sprache. Die litauische Sprache trat erst nach dem Ersten Weltkrieg in den Vordergrund.

Man kann nicht sagen, daß Schmallingken schön war. Es war nüchtern und zweckmäßig angelegt. Selbst die Kirche war keine Zierde. Dafür war es interessant und die Menschen, die da wohnten, liebten es innig.

Ein Ort ist der Erwähnung wert, von dem man selten spricht, ihn immer vergißt, weil er so abseits lag: Pagulbinnen, ein winziges Dorf zwischen Wischwill und Baltupönen, von der Memel so weit wie Wischwill entfernt; nur ein einfacher Wiesenweg führte zum Strom. Es gab überhaupt keine feste Straße im Ort, die Räder der Bauernwagen schnitten tief in den Sand ein. Aber jedes Haus, wenn auch strohgedeckt, war von einem blühenden Garten umgeben und zur Zeit der Pflingsten sah es aus, als wäre das ganze Dorf ein Garten aus Fliederbüschen, von Birken umgeben.

Wenn aber die Bauern — oder Besitzer, wie sie sich nannten — sonntags nach Wischwill zur Kirche fuhren, in ihren Kutschwagen mit zwei Pferden bester Zucht, die Röskes und Römers und Arndts, hätte man sie gut und gern für Edelleute halten können.

Plaschken und seine Kirchengemeinde

Die Tilsiter Niederung ist so gut bekannt, daß ich es mir an dieser Stelle versagen darf, mich eingehend mit ihrer Lage und ihrer Beschaffenheit zu befassen; sie gibt nur, als Landschaft, den Rahmen für Plaschken ab und für seine Kirche. Plaschken liegt an der Jäge. Die Jäge ist ein rechter Nebenfluß der Ruß.

Der behinderte Kirchenbesuch

Man muß mit Kaukehmen beginnen, um auf das eigentliche Thema zu kommen. Die Gemeinde Plaschken war nämlich ursprünglich dem Kirchspiel Kaukehmen beigeordnet, mit insgesamt 47 Dörfern zu beiden Seiten der Ruß, unter denen sich auch Perwalkisen, Uszpelken, Schauditten und Karzewischken befanden.

Die Einwohner von Plaschken fühlten sich nicht sehr glücklich dabei. Sie hatten nichts gegen Kaukehmen, aber es lag zu weit ab, dazu am anderen Ufer des breiten Rußstromes, und schon der Strom war nur auf schwer passierbaren Wegen zu erreichen oder im Kahn, die Jäge stromab.

Auch andere seufzten unter den gleichen Schwierigkeiten, Joneischken zum Beispiel und Lappinen, die schon an und jenseits der Gilge lagen, und so gaben sie keine Ruhe, bis sie eine eigene Kirche erhielten. Joneischken war es 1654 gelungen, Lappinen folgte 1676 nach; die Plaschker mußten bis 1697 auf ihr erstes eigenes Gotteshaus warten.

Um das Streben nach kirchlicher Eigenständigkeit zu begreifen, muß man sich allerlei Umstände vor Augen halten, den zum Beispiel, daß damals die Leute nicht nur aus Frömmigkeit oder in Gewissensnöten allsonntäglich und zu den kirchlichen Festen zu ihrem Gotteshaus wallfahrteten; der Kirchgang war auch sonst zu einem Teil ihres Lebensinhaltes geworden. Aus der Einsamkeit der weitläufig besiedelten Landschaft wuchs ihnen das Bedürfnis zu, Aussprache mit Menschen zu suchen, sich mit Bekannten und Verwandten zu treffen. In Gruppen standen sie vor der Kirchentür, ehe die Predigt begann, und nach dem letzten Läuten strebten die Männer zum Krug, indessen die Frauen ihre Besorgungen machten.

Und auch das ist wichtig: die Eintragung ins Kirchenbuch war zu jener Zeit die einzig gültige Methode, Geburt, Eheschließung und Tod aktenkundig zu machen, bis es — seit 1875 — die Einrichtung der Standesämter gab. Wie sollten sich da die Dinge entfalten und wie sollte es weitergehen, wenn es keinen Weg dorthin gab, wo die Fäden zusammenliefen und sich die Geschicke verwoben, das Irdische mit dem Ewigen?

Am schlimmsten war es im Frühjahr, das die großen Überschwemmungen brachte; manchmal auch im Herbst. Und gar der Schaktarp, wo Höfe und Häuser wie winzige Inseln im Anprall gurgelnder Wasserstrudel standen, und wenn es dann zu frieren begann, ehe sich die Wasserfluten verliefen.

Vor zwei und einem halben Jahrhundert konnten sich noch die Fluten in ihrem Ausdehnungsdrang ungehindert entfalten; da gab es nichts, was sie in Grenzen hielt. Später durchbrachen sie auch die Deiche und Dämme, die man ihnen entgegengesetzte. Aus dem Jahr 1829 berichtet die Chronik, um es ganz anschaulich zu machen: „... in Tilsit stand das Wasser am 13. März zweiundzwanzig Fuß

hoch. Die Deiche an der Memel, Ruß und Gilge brachen an dreiundzwanzig Stellen; von ganzen Ortschaften waren nur noch Trümmer übriggeblieben. Der Wasserstand nahm eine solche Höhe an, daß Lastkähne von Labiau aus, durch die Elchniederung, über Felder und Gärten hin nach Tilsit gesegelt sind . . .“

Plaschken als Streitobjekt

Wohl gab es Tage in solchen Perioden der Trostlosigkeit, da die Sonne aus klarem Himmel auf die Wasserwüste herniederschien, da auch möglichenfalls eine leichte Brise wehte. Dann gab es Mutige, die in ihrem Kahn ein Segel aufstellten oder rudernd die Fahrt unternahmen. Da konnte man wohl eine



Simon-Dach-Brunnen
vor dem Stadttheater
in Memel:
Mädchenfigur
der Anke von Tharau
(auch als Annchen-
Brunnen bekannt)

Hochzeitgesellschaft sehen, oder man brachte einen Säugling zur Taufe. Einmal soll ein Kahn, der Brautleute mit ihren Zeugen, alle im Hochzeitsstaat, vor den Traualtar bringen sollte, plötzlich umgeschlagen sein. Die Insassen konnten nur mit Mühe ihr Leben retten, und die Hochzeit mußte verschoben werden.

Allmählich zogen die Leute aus Plaschken es vor, sich den geistlichen Beistand, den kirchlichen Segen auf den Weg für das Leben beim Pfarrer in Koadjuthen zu holen, was auch nicht näher, aber anscheinend bequemer war. Und weil sich solche Gelegenheit öfter ergab, strebte die ganze Gemeinde danach, von Kaukehmen „abgewidmet“ und in das Kirchspiel Koadjuthen aufgenommen zu werden. Darüber entbrannte ein heftiger Streit zwischen den zuständigen Pfarrherrn.

Der Kampf wogte hin und her, über zehn Jahre fort. Seinen Höhepunkt erreichte er in der Amtszeit von Pfarrer Klemm in Kaukehmen. 1693 richtete er einen Brief an das Tilsiter Amt, in dem er zu den Abtrennungsbestrebungen Stellung bezog, sich entschieden dagegen aussprach, in der Hoffnung, den „Hoch Edelgeborenen Herrn General-Major und Cammer Herr, den Hochgebietenden Herrn Hauptmann“ für seine Ansicht zu gewinnen.

In einem ähnlichen Schreiben entwarf der Pfarrer von Koadjuthen ein Bild der Umstände aus seiner Sicht, bemüht, die Argumente des Kaukehmer Amtsbruders zu entkräften.

In einem Buch von Pfarrer Potschka über die Kirchengemeinde Kaukehmen, das 1956 in Würzburg erschien, heißt es über den Ausgang des Zwistes: „Die Quellen geben darüber Auskunft, daß im Jahre 1696 Plaschken bereits eine selbständige Kirchengemeinde war, und daß im selben Jahre der Grundstein zu einer Kirche gelegt wurde. Durch diese Abwidmung gingen der Kirchengemeinde Kaukehmen 150 Hufen, 9 Morgen verloren, das sind 10 000 preußische Morgen . . .“

Es war also ein salomonisches Urteil gefällt: nicht Kaukehmen und nicht Koadjuthen waren Sieger geblieben; an höchster Stelle wurde entschieden, daß Plaschken seine eigene Kirche mit einem dazugehörigen Kirchspiel bekam. Nicht nur Kaukehmen hat dafür Opfer gebracht, um das junge Kirchspiel mit der nötigen Substanz auszustatten. Auch Tilsit, Piktupönen, Koadjuthen und Neukirch verloren insgesamt etwa 8000 Morgen an Plaschken. An die vierzig Gemeinden waren fortan gehalten, Plaschken als ihren kirchlichen Mittelpunkt zu betrachten und die entsprechenden Mittel beizusteuern.

Die Kirchengemeinde und ihre Pfarrer

Im Jahre 1920 war die Anzahl der Gemeinden schon fast auf die Hälfte reduziert, weil neue Kirchen entstanden. Übrig blieben neben Schunellen, Pagelienen, Karzewischken und Galsdon-Joneiten auch die Gemeinden Schauditten, Bruchhöfen, Uszpelken, Werszenshof, Swareitkehmen und Szameitkehmen. Dazu Mädewald, Ostradirwen, Pleine, Pleikischken, Bersteningken, Suitkaten, Szehlen, Perwalkischken, Deutsch-Pillwarren. Auch die Güter Kupsteningken, Pillwarren und Warischken wurden dem Kirchspiel Plaschken belassen.

Viel Wasser ist seit dem Bau der ersten Kirche in Plaschken die Jäge hinabgeflossen. Die Landschaft an ihren Ufern veränderte sich kaum, und wenn es geschah, ging die Veränderung so langsam voran, daß die drei, vier jeweils nebeneinander herlebenden Generationen es fast nicht bemerkten. Die Stau-

wasser kamen und gingen; sie trugen mehr Schlick über die Äcker und Wiesen und erhöhten die Fruchtbarkeit; die Höhe der Viehbestände nahm zu, natürlich auch die Wohlhabenheit bei den Besitzern — in aller Stille und mit Maßen. Was davon nach außen drang: die Brautausstattung der Töchter fiel reichlicher aus, die Wagen und Schlitten wurden stattlicher, mit denen man über Land fuhr, und die Pferde bekamen besseres Geschirr.

Und die Kollekten in den Kirchen wurden großzügiger bedacht.

Drei Gotteshäuser haben die Plaschker nacheinander errichten müssen. Die erste, ein Holzbau, wurde vom Blitz zerstört. Die zweite Kirche hatte man aus Stein erbaut, auf einer etwas erhöhten Stelle am Ufer der Jäge, doch gab man ihr keinen Turm. Die Glocke hing in einem hölzernen, gesondert errichteten Glockenstuhl. Ihr Inneres war mit Zierrat und Malerei geschmückt. Figuren, Christus und die Apostel darstellend, gruppierten sich um den Altar. Weil sie zu klein geworden war, brach man die Kirche 1897 ab. Sie machte dem Kirchenbau Platz, der heute noch steht. Der von Granateinschlägen lädierte Turm spiegelt sich an windstillen Tagen noch immer im Wasser der Jäge. Das Kircheninnere wirkte geräumig und schlicht, bei den Abendandachten von Kerzen erleuchtet, mit denen zwei Messingkronleuchter besteckt waren.

In dem zwei und einem halben Jahrhundert haben insgesamt zwanzig Geistliche in Plaschken gewirkt.

Der erste, Pfarrer Johann Daniel Reimann, war vor seiner Berufung Kantor in Tilsit gewesen. Nur zwei Jahre übte er sein Amt aus; er starb 1697. Der letzte Pfarrer, Martin Kibelka, wurde 1943 nach Plaschken berufen. Er übte die traurige Pflicht, den letzten Gottesdienst in der Kirche zu Plaschken zu leiten; anschließend ging er auf die Flucht und starb unterwegs. Einer seiner Vorgänger in Plaschken war der jetzt im Ruhestand lebende General-Superintendent Otto Obereigner, der 1922 von Wieszen als Pfarrer nach Plaschken berufen wurde. Zugleich übernahm er die Superintendentatur für den Kreis Pogegen.

Nach der Vertreibung blieben nur wenige deutsche evangelische Christen in Plaschken zurück. Niemand fand sich von ihnen, der die Gemeinde bei der Sowjetregierung in Wilna vertreten konnte; so blieb sie unregistriert, und es war ihr untersagt, Gottesdienste zu halten. Auf diese Weise wurde die Kirche ein Gotteshaus ohne Gemeinde; sie wird als Getreidespeicher benutzt.

Ausflug zum Sandkrug

Die Sandkrug-Fähre war das erste, vor vielen Jahren, was ich von Memel zu sehen bekam.

Der 227 Tonnen große Dreimastkahn, die „Emma von Wischwill“ war leer von Tilsit nach Memel gekommen, um Steine nach Sarkau zu laden, und ich war damals ihr Steuermann.

Dichter Nebel lag über dem Haff, als wir am Süderhuk festmachten. Die Borduhr zeigte auf sieben Uhr morgens. Alle aufkommenden Geräusche des Tages waren im Nebel wie hinter Pallisaden zu hören. Von See her mußte ein Dampfer herkommen, wahrscheinlich ein mächtiger Pott; man hörte sein tiefes Röhren, in Abständen das hellere Tuten der beiden Bugsierdampfer, die übliche Art, sich

untereinander verständlich zu machen. Alles in allem war es eine herrlich erregende Atmosphäre, echte Morgenstimmung in einem Seehafen. Dabei wurde mir klar, daß und weshalb Königsberg keiner war, und Pillau kannte ich noch nicht.

Auf der Lindenau-Werft begannen die Niethämmer und Schweißgeräte zu arbeiten. Irgendwo klatschten im Takt die Riemen eines Bootes; da tauchte aus dem Nebel haffseits ein Kurenkahn auf, der mit Fischen zum Markt kam. Zwar hing das rostbraune Segel am Mast, aber es nützte nichts, weil auch der letzte Rest einer Brise sich zur Ruhe gelegt hatte.

Das war der Augenblick, da mir die Sandkrug-Fähre vor Augen kam; sie glitt wie ein Phantom auf mich zu. Es war noch die alte Sandkrug, höchstens einhundertzwanzig Personen fassend, ohne Steven; achtern und vorn sanft gerundet, und wenn man nicht gerade selbst Steuermann war, wußte man nie genau, ob sie vor- oder rückwärts fuhr. In den dreißiger Jahren hat man eine neue, größere Sandkrug gebaut.

*

Damals hielt ich die Ufer zu beiden Seiten der schmalen, sich träge ins Tief ergießenden Dange für das Herzstück der Stadt, und ich glaubte daran den Pulsschlag ihres Lebens zu spüren. Ich kannte den Winterhafen noch nicht, wo die großen Seedampfer festmachten. Doch in gewisser Weise stimmte es wiederum auch. Am Winterhafen mit seinen Speichern und Kränen und Gleisanschluß war alles nur von fern zu betrachten, als wäre es eine Welt für sich, daran man keinen Anteil hatte. Doch: ab und an kam es vor, daß wir bei einem der englischen Pötte, oder bei einem Schweden festmachten, um Kohlen, Schwefelkies oder eine Ladung Schleifhölzer zu übernehmen und damit nach Tilsit zu segeln, doch das dauerte nur Stunden, und zu einem Landgang kam es vom Winterhafen aus nie. Aber hier, im Umkreis der Dange, war stetige Bewegung, und man lebte unwillkürlich das alles mit, wie es sich darbot, wie es hin und her über die Brücken wogte — nein, das ist übertrieben! Gemächlich zog es vorüber. Hast kannte man damals noch nicht; höchstens begannen ein paar Leute zu laufen, wenn sie mit einem bereits ablegenden Dampfer noch mitkommen wollten. Verglichen mit der hektischen Unruhe anderer Städte . . . doch da bin ich unversehens ins Plaudern geraten und komme vom Thema ab; von der Sandkrugfähre wollte ich berichten. Vergleiche mit anderen Städten . . ., was soll's? Memel war und blieb eine unvergleichliche Stadt.

Um zur Sache zu kommen: es war ein strahlender Sommertag, viel später, ich glaube, ein Jahr danach, nach jenem unvergeßlichen Morgen. Wir hatten am Bollwerk der Norderhuk festgemacht und warteten wieder einmal auf Wind, unterhalb der Karlsbrücke, und vor unserem Steven, beim Zollamt, befand sich die Anlegestelle der Fähre. Sie war gerade eben herübergekommen und ich stand müßig an Deck. Da sah ich Kapitän Berger, der zugleich Eigentümer der Sandkrug war, mit dem Schiffer sprechen. Man winkte mir zu.

Er sei einverstanden, sagte der Schiffer, für den Fall, daß ich bereit wäre, Berger den Gefallen zu tun und für einige Zeit die Fähre zu übernehmen. Der Kapitän hatte etwas Dringendes vor, ich weiß nicht mehr was.

„Geht klar!“ sagte ich.

Minuten später stand ich drüben an Bord, auf der Brücke, bei dem verwaisten Ruder und übernahm die Kommandogewalt. Inzwischen hatte sich das Schiffchen

wieder mit Menschen gefüllt, die drüben auf der Nehrung einen schönen Tag zu verbringen gedachten.

Ich wußte, was ich zu tun hatte. Oft und oft hatte ich dem Ablegemanöver zugehört; davon profitierte ich jetzt. Pünktlich zur festgesetzten Minute gab ich ein Glockenzeichen. Der Decksmann warf die Leinen los und ich gab mein Kommando an die Maschine. Die Schraube begann sich zu drehen: halbe Kraft voraus!

Plötzlich war ich kein Fremder mehr in der Stadt; plötzlich war da etwas, das mich mit den Menschen verband. Ich hatte die Aufgabe und die Pflicht übernommen, sie sicher über das Tief zu bringen, zu ihrer Freude. Ich war ein Mittler ihres Vergnügens, denn dazu fuhr ich nach Sandkrug hinüber.

Kurz vor der Ausfahrt gab ich mit der Dampfpeife mein Warnungszeichen, denn die Sicht war verbaut; nie konnte man wissen, was draußen, vor der Mündung, herumschipperte: Ruderboote, Schleppdampfer, einlaufende Segelfahrzeuge, die auf die Einfahrt zukamen. Jetzt erst wurde ich recht gewahr, wieviel quirlendes Leben hier herrschte. Auch am Bollwerk, besonders backbords am Süderhuk, lag so allerlei und verengte die Fahrt. Ganz am Ende der Süderhuk stand ein kleines, unscheinbar wirkendes Haus, aber der Mann, der darin wohnte, der Frachtbestätiger Bieber — heute würde man sagen: Reederei, Verlade- und Schiffsagentur — war ein wohlbeleibter und wohlhabender Mann und wirkte wie ein König in seinem Herrschaftsbereich. Drei starke Schlepper, die „Mühlenhof“, die „Roland I“ und „Roland II“ lagen ständig, wenn sie nicht unterwegs waren, vor seiner Haustür sozusagen bereit. Dazu die „Schwarzort“, die für Vergnügungsfahrten und Ausflüge eingesetzt wurde. Auch die „Condor“ legte am Süderhuk an, ein alter Raddampfer, aber ein schönes, schnittiges Schiff mit einem fliegenden Condor als Gallionsfigur, das den Tourendienst nach Tilsit versah.

Ich atmete auf, wenn ich das alles hinter mir hatte. Dann schweifte mein Blick weit, von der Hirschwiese fast bis zur offenen See. Bald liebte ich diese Sicht, die das Herz frei machte, und ich sah, daß auch die Menschen an Bord ähnlich empfanden, bemerkte in ihren Augen den Glanz, indem sich ihre Seelen vom Alltag zu lösen begannen, sah, wie sie tief die frische Seebrise einatmeten, voll Stolz, als ob das alles ihr Eigentum war.

Minutenlang hatte ich Zeit, sie genau zu betrachten, wie sie alle in der Erwartung glücklich waren von dem, was sie drüben erhofften: Ruhe und Sonne und Wind und ein Bad in der See, in der anbrandenden Dünung, Frauen mit Kindern, die Frauen in hellen Farben gekleidet, manche ganz weiß, die Knaben in blauen Matrosenanzügen und Matrosenmützen mit langen Bändern, mit denen der Wind sein Spiel trieb, und auch die Mädchen trugen über weißen Blüschchen Matrosenkragen. Selten waren die Väter dabei; zumeist hatten sie nur an Sonntagen Zeit.

Auf dem Hügel, den Wald im Rücken, wuchs der neue „Sandkrug“ auf, eine helle, beachtliche Front, zweietagig, mit vielen Fenstern.

Das Anlegemanöver gelang mir besser als ich erwartet hatte, und die Leute verließen das Schiff, mit schweren Provianttaschen und Badezeugbündeln; sie waten durch den Sand und zerstreuten sich; die meisten schlugen sofort den Weg zum Seestrand ein, der ein gutes Stück durch den Wald führte.



Memel, Panorama

Und da sah ich zum ersten Male vom Nehrungsufer die Stadt vor mir liegen, von Schmelz bis nach Bommelvitte, den mittleren Teil mit Speichern, Schiffsmasten und den dahinter aufragenden Türmen. Ich sah sie im Sonnenlicht, in der Bläue der Dämmerung, und manchmal von Nebeln verhangen, und abends legte sie ihr Geschmeide an, wenn in Häusern und Straßen die Lampen aufflammten. Auch entdeckte ich ihren Widerschein in den verträumten Blicken junger Liebender, und in den Augen abgeklärter alter Leute, wenn ich sie später alle wieder hinüberfuhr, nach Hause, die Ermüdeten, die Luftgesättigten, die Sonnengebräunten, die Glücklichen eines schönen Sommertages.

Dafür lohnte es sich Fährmann zu sein.

Memel als Preußische Residenz

Eine besondere Rolle in Preußens Geschichte war Memel während des „Unglücklichen Krieges“ und in den folgenden Jahren zugefallen: von Januar 1807 bis Januar 1808 war die Stadt Residenz des Preußischen Königshauses einschließlich der amtierenden Minister mit Hardenberg an der Spitze. Am 28. Januar 1807 wurde hier mit England geschlossen und von König Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet. Von Memel ging auch die Erhebung Preußens gegen das Joch Napoleons aus. Die Memeler waren die ersten Preußen, die sich Rußland anschlossen, noch vor General York.

DER WESTWIND

Er kam vom Meer. Wie ein besiegttes Heer trieb er mit Peitschenknall und wildem Johlen die schaumgekrönten Wogen vor sich her, bis sie am Strand und den granitnen Molen

zerschellten, sprang geschwind ans Land und lief durch Dünengras und dürrn Nehrungswald und flog mit lautem Jauchzen übers Tief zur Stadt hinüber . . . Nun erbraust, erschallt

sein tolles Lied im weiten Hafensrund. Er saust vorbei an Speichern, Schiffen, Kränen, schlägt sich die Stirn an Stein und Eisen wund und wiegt sich, rastend, in vertäuten Kähnen.

Dann strömt und rinnt er, hundertfach zerteilt, in alle Winkel, in die schmalsten Gassen, flattert durch Gärten und Alleen, verweilt auf Steg und Brücke, Treppen und Terrassen

und hastet weiter, klopft an Tor und Tür und packt die Stadt und schüttelt dich und mich und schreit uns in die Ohren, dir und mir: Seid stark wie ich! Seid ungebeugt wie ich!

Träum' nicht, bedrohte Stadt, und sei bereit des Schicksals Nackenschläge zu ertragen! Ich liebe Mut und Unerschrockenheit und hasse feiges Klagen und Verzagen.

Ich faß dich nicht mit sanften Händen an und will nicht mit dir tändeln, kosen, ich bin ein herber, harter Wandersmann, mich speiste nicht der süße Duft der Rosen.

Mein Atem riecht nach Fisch und Tang und Teer, Harzduft des Dünenwaldes fliegt mit mir her, Ich schleppe graue Regenwolken her und bin von Einsamkeit und Ferne schwer.

Grenzstadt am Meer, von Ost und West bedroht, ich halt' dich wach, ich peitsche dich, ich stähle dich für die Zeit der Prüfung und der Not, ich schmiede dich, ich forme deine Seele.

Ewald Swars

Reise nach Tilsit

Wäre die Stadt Tilsit, die einzige Stadt an der Memel, Deutschlands östlichem Strom, — (die Ordensfeste Ragnit oberhalb der Kummabucht hat als Stadt niemals Bedeutung erlangt) — nicht schon durch die preußische Geschichte unsterblich geworden, die Novelle von Hermann Sudermann „Die Reise nach Tilsit“ hätte genügt, den Namen in das Bewußtsein der Deutschen für immer eingehen zu lassen.

Sehr spät erst, in meinen reiferen Jahren, kam ich dazu, die „Litauischen Geschichten“ zu lesen, unter denen das tragische Erleben des Ansas und der Indre sich unter den anderen als erste und schönste heraushebt. Dann aber las ich sie zweimal nacheinander in einer Nacht. Und siehe da: Es wurde auch für mich eine Reise, eine Fahrt in das Wesenhafte von Landschaft und Menschen. Schon am anderen Morgen, ich erinnere mich noch genau jenes Sonnensommertages, ging ich aus, um den Spuren zu folgen.

Oh, ich kannte sie genau, meine Stadt!
Tilschen, mein Tilschen, wie schön bist du doch!
Ich liebe dich heute wie einst.
Die Sonne wär' nichts als ein finstres Loch,
wenn du sie nicht einmal bescheinst.

Da war vor allem der Turm der Ordenskirche, auf dessen wuchtigem Mauerwerk sich drei Kuppeln, auf schmalen Säulen ruhend, in tänzerischer Leichtigkeit übereinanderschwingen, und die zweite der Kuppeln ruht in akrobatischer Leichtfertigkeit auf acht Kugeln. Und die Deutsche Straße ist immer noch breit wie ein Strom; an ihrem Rande stehen noch die gleichen Häuser, die den durstigen Augen der Indre als Schlösser erschienen, „in denen man sich kaufen kann was man will . . .!“ Auch die Konditorei von Dekomin ist an der alten Stelle zu finden, nur daß sie einen anderen Namen hat. — Vor allem aber Jakobsruhe — „jener Ort, der bekanntlich so schön ist wie sonst nichts auf der Welt. Bäume so hoch und schattengebend hat Indre noch niemals gesehen . . .“ Weitere Hinweise auf die Örtlichkeiten der Stadt finden sich bei Sudermann nicht. Wenn man ihren Zauber begreifen will, muß man ihn in den Augen der Indre suchen und in ihrem klopfenden Herzen, das bangend schwankt.

„Nein, es wird nicht geschehen!“

Und: „Es wird doch geschehen!“

Denn das weiß sie aus ihrem Gefühl, daß Ansas mit ihr ausgefahren ist, um ihr das Leben zu nehmen. Man muß es fühlen, wie der Zauber siegt, daß am Ende doch nicht geschehen soll, was Ansas will. Bis eine Boe an der Windenburger Ecke die Tragödie dennoch vollendet, nur anders, indem das Schicksal sich Ansas zum Opfer wählt.

Ach ja, das Haff! Und die ganze schöne Landschaft ringsum! Ohne sie wäre Tilsit eine Königin ohne Land und ohne Volk gewesen. Vor allem der Strom! Ich kenne ihn gut. Er war der Gefährte meiner Kindheit. An seinem Ufer spielte ich im Sand. Sein Wasser floß dahin — von Ewigkeit zu Ewigkeit, heute wie vor tausend Jahren. Damals, als ich Kind war, gab es noch die Dschimken, „die Tag und Nacht Musik machen müssen.“ Sie kamen mit ihren Triften aus den tiefen litauischen Wäldern und brachten sie nach Tilsit und manche auch nach Ruß, wo die vielen Schneidemühlen waren. Bei ihnen legte Ansas an in jener Nacht auf

der seligen Heimfahrt und teilte den süßen Rosenlikör mit ihnen. Dabei sangen sie auch das Lied, das auch meine Mutter kannte, obwohl sie keine Litauerin war, sondern aus dem Salzburger Land kam, das die Väter einst als Vertriebene verließen. Aber wo ein Land an der Grenze liegt, da bekommt man vieles mit und nimmt manches als Eigentum auf, was von den jenseitigen Völkern kommt.

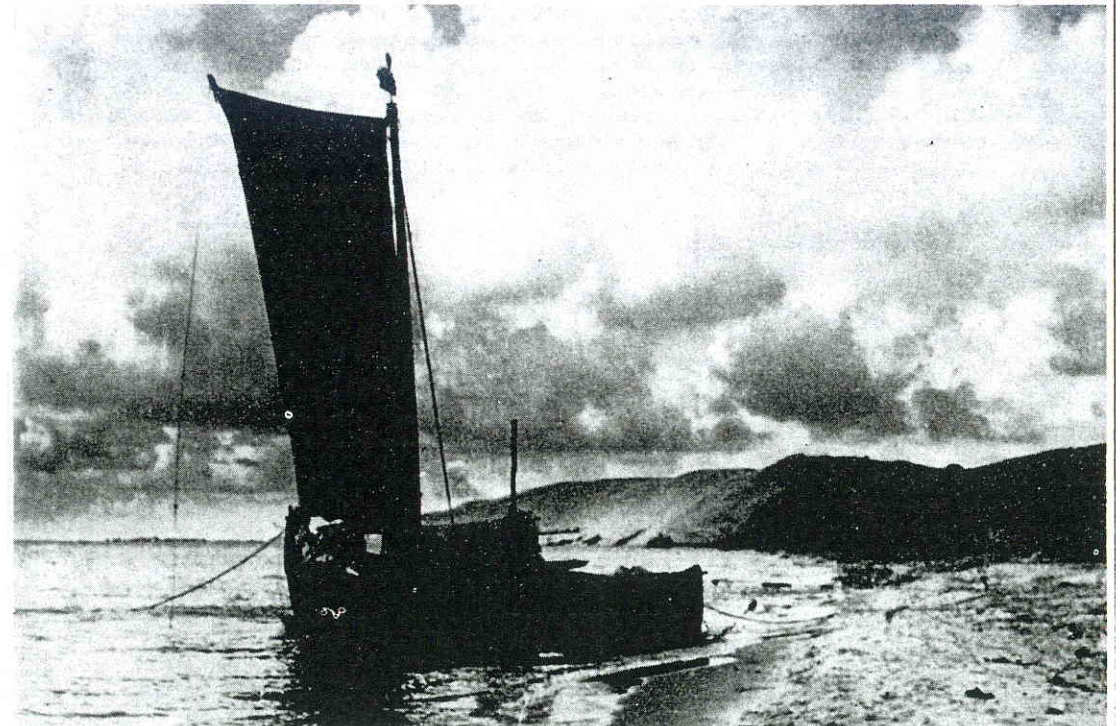
Das Lied:

„Unterm Ahorn rinnt die Quelle
Wo die Gottessöhne tanzen
Nächtlich in der Mondenhelle
Mit den Gottestöchtern . . .“

Was von den jenseitigen Völkern kommt, sage ich? Aber Ansas und Indre lebten diesseits der Grenze. Es ist wahr, fast hätte ich es vergessen, daß sie Litauer waren. Blonde Menschen mit untersetztem Körperbau, nicht Slaven und nicht Germanen, und ihre Sprache soll dem Sanskrit verwandt sein. Ja, ich entsinne mich der seltsamen, fremden Laute genau. „Labs wakars!“ sagte mein Vater zu ihnen, der ihre Sprache beherrschte, wenn er ihnen abends auf der Straße begegnete, in dem Dorf, das meine Geburtsstätte war. „Gute Nacht!“

Und auch sonst blieb mir manches von ihnen in Erinnerung: die bunte Bewegtheit der Farben, mit denen sie sich gern kleideten. Auch sonst waren sie alle Sinnenfreude nicht abhold, beginnend beim Meschkinn, dem Honigschnaps, den sie selbst zogen, und endend in den Beziehungen der Geschlechter. Wer sollte da nicht begreifen, daß sie da und dort umwittert waren von Schuld und Verhängnis, wie eben auch Ansas, der sich von der Magd verführen ließ und ihr ver-

An der Kurischen Nehrung



fallen war, daß er Indre, die Schöne, die Gottestochter, in den Wellen des Haffs umkommen lassen wollte.

So lebten sie wie fremde Blüten im deutschen Garten und waren doch dem Deutschen so sehr zugewandt. Ein Häuflein Übriggebliebener waren sie aus jenen Tagen, da — im Jahre 1422 — der litauische Großfürst Vytautas, als er den Ritterorden bei Tannenberg besiegt hatte, im Friedensvertrag am Melnosee mit eigener Hand die neue Grenze hinzeichnete, ein gutes Stück nördlich vom Memelstrom. Vytautas hatte das Land dem Orden überlassen und dem Christentum geschenkt. Evangelischen Glaubens, gingen sie fleißig zur Kirche, und es bildeten sich Gruppen von „Gebetsleuten“ unter ihnen, die mit der gleichen Inbrunst ihres Wesens das Reich Gottes auf Erden erwarteten. Und doch waren in ihren Gefühlen und Vorstellungen, in ihren Sagen und Überlieferungen die alten Götter noch feste Begriffe, Perkunos . . . und die Laima . . . und Pukys, der furchtbare Drache. So sah, so kannte und gestaltete sie noch Sudermann.

Wie heiß liebten sie ihr Land zwischen Haff und Strom und Wald. Und Tilsit war des Landes Mutter. Sie nährte es. Aus ihren Händen floß der Reichtum so weit hinaus, daß er auch ihre Brunnen füllte. Wie kommt doch da der Vater der Indre, der reiche Jagsztat, eines Tages zu seinem Schwiegersonn gefahren: „Mit dem Verdeckwagen und dem silbernen Kummetschirr.“

Und von Ansa heißt es: „Geld, um in ein vornehmes Gasthaus zu gehen und sich aufzufeln zu lassen vom Besten, hat er wohl übergenug.“

Und von Tilsit kommt die Ordnung, die ihr Leben immer wieder in die rechten Bahnen lenkt; von Tilsit kommt die Sicherheit des Rechts — und die neue Eisenbahn, mit der man bis Berlin fahren kann. Denn in Berlin ist der Kaiser.

„Wollen wir nicht nach Berlin fahren?“ bittet Indre den Ansa, als sie atemlos zum Bahnhof gestürzt kommen und zum erstenmal die Eisenbahn sehen, und Indre zwischen Lachen und Weinen wie ein Kind „Puff, Puff“ macht. Da sagt Ansa, und er wird dabei auf einmal steinernst, als ob er ein Gelübde tut: „Wenn alles geordnet ist, dann wollen wir nach Berlin fahren und den Kaiser sehen!“ Aber Tilsit ist ja schon der Vorhof zu dieser Herrlichkeit und zu den Quellen ihres Lebens. Es ist das Fenster, hinter dem ihre Zukunft ausgebreitet liegt, nach der sie — wenn nicht für sich selbst, so doch für ihre Kinder — Verlangen tragen. Nein, Indre kam niemals nach Berlin, aber ihr Jüngster, der Willus, unter dem Zeichen der Versöhnung gezeugt, wurde ja ein Pfarrer, und sicher hat er Kinder gehabt, die wurden Tilsiter Bürger, und vielleicht sahen sie auch die Hauptstadt des alten Reiches.

*

Ja, solche Erinnerungen kamen mir von meiner Kindheit her, und darum war mir das alles so sehr vertraut. Als ich jetzt ausging, es zu suchen, fand ich vieles verändert. Auf den Holztriften, die den Strom herabglitten, brannten keine Feuer mehr, an denen die Dschimken ihre alten Lieder sangen: von der Tochter Symone, die zu einem Knaben kam und wußte nicht wie . . .! Kleine Schleppdampfer zogen die Holzflöße stromab, an einem Tage soweit, wie man sonst eine Woche gebraucht hatte. Und die Menschen waren so wie ich und andere neben mir. Wohl konnten sie noch die Sprache Indres, die Sprache ihrer Mütter, aber wo man sie hörte, sprachen sie deutsch. Und in ihrer Kleidung, und in allen anderen Dingen glichen sie sich ihrer Umgebung und der neuen Zeit an. Wenn Sudermann es erlebt hätte, daß man aus ihrem Volkstum ein Nationalitätenproblem

machen würde, daß darum ein großes Land, das ganze Land nördlich der Memel, von den nährenden Brüsten der Mutter gerissen wurde, um in ein fremdes Staatsgefüge einzugehen, so würde er wohl einen Trauerflor angelegt haben um die Menschen, die er liebte. Denn es gab keinen Weg mehr nach Tilsit für sie, und eine Welt, in der sie sich sicher und wohl fühlten, drohte ihnen unterzugehen.

Auch ich machte die Reise noch einmal, viele Jahre später und zugleich meine letzte vor der Zerstörung der Stadt. Es war darum schon eine denkwürdige Fahrt, weil sie so seltsam war, denn ich kam im Flugzeug von Riga her; ich wußte, daß wir nicht landen konnten, doch hatte der Pilot mir versprochen, bei gutem Wetter auf niedrigste Höhe zu gehen. So kam es, daß unsere Maschine einem fremden Riesenvogel gleich nahe über dem Memelland hinstrich, dessen Schönheit ich noch einmal mit allen Sinnen in mich aufnahm.

Da war das Haff und trug seine Wellen gegen das Land, wo Wilwischken lag und Minge und Inse. Ja, wir überflogen den Leuchtturm an der Windenburger Ecke, wo Ansa den Tod fand. Wir folgten auch dem breiten Atmathstrom. Ich sah einen weißen Dampfer, der sich gegen den Strom mühte, daß die Bugwelle hell aufleuchtete, und ich sah nach rechts den Ibenhorster Forst, darin die Elche lebten, die letzten Zeugen einer weiten Vergangenheit, und weil der Wald sie in seinem Dickicht beherbergte, träumte auch er sich um ein Jahrtausend zurück. Ich sah die fruchtbaren Äcker der Niederung und auf den Wiesen die Rinderherde und Pferde — Pferde!!

Da wies die Hand des Piloten nach vorn, wie es einst der Ansa in seinem Boot getan hatte: und als Indre fragte: „Was wird sein?“ antwortete er: „Tilsit wird sein!“ Mein Herz klopfte vor Wehmut und Freude. Wir zogen über die vielen Holzplätze hin und über das weite Gelände der Zellstoffabrik. Doch eine geringe Bewegung des Steuers brachte uns wieder über den Strom, die Memel. Ihr Wasser zog immer noch dahin — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mein Blick schweifte zum Rombinus hinüber, dem geheimnisvollen Berg, wo die Alten dem Perkunos ihre Opfer darbrachten, der aus der Landschaft gar nicht fortzudenken war; mein Blick streifte den Engelsberg und den Schloßberg mit seinem sagenhaft-versunkenen Schloß. In weiter Kurve zog das Flugzeug über die breite Wiesenebene von Nikieten hin, und in der Ferne, hinter den Schreitlaugker Bergen, da lagen die Ortschaften wie in blühenden Gärten, in denen die Salzburger Emigranten und die Hugenotten einst eine neue Heimat erbaut hatten.

Und dann flogen wir aufs neue die Stadt an. Da war sie, breit hingelagert, mit den bemoosten Dächern, mit den Kirchtürmen, dem Rathaus, dem Theater am Anger, alles von der Abendsonne vergoldet, die schöne, glänzende, die königliche Stadt! Wie zwei blanke Arme streckten sich die beiden Brücken über den Strom uns entgegen. Ganz tief drückte der Pilot die Maschine auf die Dächer herab, daß wir beinahe den First des Hauses am Schenkendorfplatz streiften, in dem ich schöne, glückliche Jahre verlebt hatte, und Max von Schenkendorf streckte beschwörend seine Rechte empor, den Blick nach Osten gewandt. Die Deutsche Straße war immer noch mit ihren Baumreihen „breit wie ein Strom“. Und selbst die alte Konditorei vermochte ich noch zu erkennen, die Sudermann so bemerkenswert fand, daß er sie in seine Dichtung mit einbezog.

Danach blieb Tilsit zurück im Schleier eines feinen Nebels, der wie Seide aussah und wartete mit dem Land . . . dem Memelland — auf die Nacht seines kommenden Schicksals.

See und Nehrung – Haff und Wald

Städte werden von Menschen erbaut, Was aber draußen vor den Toren liegt, das zu gestalten hat sich der liebe Gott vorbehalten, und dort oben am Kurischen Haff hat der Schöpfer ein ganzes Füllhorn bunter Einfälle und Stimmungen ausgestreut. Größe und Hoheit, Herbheit und Lieblichkeit, Stille und Versponnenheit, das alles war da und jeder konnte in der Landschaft glücklich sein, die seinem Wesen am meisten entsprach.

Schon allein das Meer! Es verlieh der Stadt Memel an See und Haff den gewaltigen Rahmen, das Kurische Haff, die Dange und der Kanal, und weiter die Minge und der großartige Memelstrom: unendlich viel Wasser. Am Tag konnte sich die Stadt in den Fluten spiegeln, und des Nachts zauberte die Kette der Lichter ein Gegenstück ins Wasser, so daß man nicht wußte, wo die Wirklichkeit aufhörte und der Traum begann. Die blanke Luft, reingefegt und klar, die wunderbare Tönung des blauen Sommerhimmels und die weißgeballten Wolken, träge darüber hinziehend, dann aber auch das Rauschen des Meeres, das über der Stadt lag und der Geruch der Algen, des Teeres, der Schiffe, des Hafens, der Schrei der Möwen und die hallenden Sirenen, das laute Tacktack der Fischkutter und das Rasseln der Hebekräne — das alles war ein Geschenk des Wassers an die See- und Handelsstadt Memel. Daraus wuchs die besondere Atmosphäre, die uns sonst nirgends mehr begegnet ist.

Schön war es in Mellneraggen, das im Schutze der Nordermole, des weißbroten Leuchtturms zum Memeler Volksbad geworden war mit einem bunten BADELEBEN, in dem die spielenden und lärmenden Kinder der nördlichen Vorstädte den Ton angaben. Wollte man einsamer sein, brauchte man nur ein wenig nach Norden zu wandern, da nahm der versonnene Wald von Mellneraggen den Wanderer auf, ein Wald aus Kiefern und Birken, dunkel und sonnig zugleich. Hier hatten manche Memeler ihre Sommerhäuschen, zu denen man durch tiefe Sandwege pilgerte, begleitet vom Rauschen der See und dem Zirpen der Grillen im dünnen Gras. Dann nahm das Land festere Formen an, der Wald wurde tiefer, die Bäume wurden höher. Eine Landschaft, die aus alten, gepflegten Parks bestand, breitete sich an der See aus, und auf den Höhen, die hier der Baltische Landrücken bildete, lagen die Villen der Memeler Kaufleute und die Hotels in stiller Vornehmheit. Das war Försterei und gleich dahinter stand man auf wildromantischen Steilhängen, fast wie im Samland, und schaute von diesen Höhen — „Holländische Mütze“ genannt, weit über die See.

Rudolf Naujok



An der Memel bei Tilsit

Abschied und Wiederkehr

Als wir aus der Heimat flohen,
Zogen Wind und Wolken mit,
Doch den Strömen und den Wäldern,
Doch den Mooren und den Feldern
Gab der Herrgott keinen Schritt.

Mußten bleiben, wo sie waren,
Heimaterde, starr vor Schreck,
Und die Polen und Tataren,
Fremder Völker dumpfe Scharen
Traten über sie hinweg.

Ach, sie wandte sich nach innen,
Zog den Schleier vors Gesicht,
Und den Fremden, die da mähten,
Wo wir tausend Jahre säten,
Gab sie ihre Früchte nicht.

Dorn und Distel ließ sie wachsen
Und verwuchern Damm und Deich,
Wo der Dörfer und der Städte
Frohes Leben uns umwehte,
Struppen Urwald und Gesträuch.

Schlafe, teure Heimaterde,
Ach, du weißt, was jeder litt,
Bis in Tagen, bis in Jahren
Plötzlich tönt es: Auf, wir fahren!
Wind und Wolken segeln mit.

Und es regt sich Scholl' um Scholle,
Narb' um Narbe bricht ins Grün,
Und die Wiesen und die Wälder,
Und die Moore und die Felder
Werden, wenn wir kommen, blühn!

Rudolf Naujok